# Die christliche Welt

Evangelisch-Lutherisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Neunter Jahrgang

r. 33 — Leipzig, den 15. August — 1895

Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Post-Zeitungs-Nr. 1442 — Haltegebühr: Vierteljährlich 2 Mark

**Inhalt:** Wahre und falsche Prediger. Betrachtungen zum ersten Thessalonicherbrief 2 — Balfour über das gute Recht
r christlichen Weltanschauung und den modernen Naturalismus: 1 bis 4 — Die russische Kirche und ihre Sektirer: 2 —
m Streit über die theologischen Fakultäten — Pfarrer und Lehrer — Die Perlenschnur — Bücher und Schriften:
eologisches Jahrbuch; Choralbuch; Das Vaterunser; Ein Zeugnis für die Wahrheit des evangelischen Glaubens; Zum Kampf gegen den Miß-
uch des Alkohols; Neue Volksschriften des Vereins für Reformationsgeschichte; In stillen Stunden; Wessen Tochter? — Anzeigen

## Wahre und falsche Prediger

### Betrachtungen zum ersten Thessalonicherbrief 2

Unsre Predigt kommt ja nicht aus Wahnwitz oder Unreinheit,
h geschieht sie in betrüglicher Absicht; sondern, wie wir von Gott
robt und für würdig befunden worden sind, mit dem Evangelium
raut zu werden, so reden wir nicht um Menschen zu gefallen, sondern
tt, der unsre Herzen erprobt. Denn wir traten weder je mit schmeich-
ischer Rede auf, wie ihr wißt, noch mit habgieriger Verstellung, Gott
des Zeuge, noch so, daß wir nach Ruhm vor Menschen gestrebt
tten, sei es bei euch oder bei andern — und hätten doch als Christi
ostel uns wichtig thun können. Aber wir traten so liebevoll unter
h auf, wie eine stillende Mutter ihr Kind hegt; so fühlten wir uns
euch hingezogen und wollten euch am liebsten nicht nur das Evan-
lium Gottes, sondern auch unser Leben darbringen, weil wir euch
bgewonnen hatten. Ihr erinnert euch ja noch, lieben Brüder, an
sre Sorgen und Mühen: Tag und Nacht arbeiteten wir, um niemand
n euch zur Last zu fallen, während wir euch das Evangelium Gottes
edigten. Ihr seid meine Zeugen und Gott ist es, wie fromm, gerecht
d untadelig wir uns gegen euch Gläubige benahmen; — nun, ihr
ßt ja, wie wir jeden Einzelnen von euch, wie ein Vater sein Kind,
nunterten, ermahnten, beschworen, Gottes würdig zu wandeln, der
s zu seiner Herrschaft und Herrlichkeit beruft. (1. Thess. 2, 3—12)

Wenn der Apostel so schreibt, wie er zu Anfang unsers
extes thut, so muß ihm eben dies vorgeworfen worden sein,
ß er aus Wahnwitz oder Unreinheit, Ehrgeiz oder Habgier
redet habe. Und zwar werden es heidnische Gegner gewesen
n, die ihm dergleichen nachsagten, nachsagen mußten. Denn
nnte ihnen, die die Sünde nie anders denn als Unvollkom-
enheit gewertet hatten, schon das Wort von der Versöhnung
r als Thorheit erscheinen, um wie viel mehr, wenn nun einer
s Botschafter Christi unter Entbehrungen und Anfeindungen
ler Art von Stadt zu Stadt eilte, wie es Paulus that. Nicht
ders hatten ja schon über den Heiland selbst, als er sich im
ienst andrer aufzuopfern schien, seine Angehörigen geurteilt;
ht anders urteilte später Festus über Paulus, als er vor
m so begeistert von seinem Beruf redete. Und noch un-
hligemal hat sich dasselbe bis auf den heutigen Tag wieder-
lt; ja in manchen Kreisen gilt jetzt das Christentum über-
upt einfach für Blödsinn, den man nicht einmal mehr zu
iderlegen brauche. — Aber beschämender noch ist die That-
che, daß auch Unreinheit, d. h. diejenige Unreinheit, die den
enschen ein für allemal unrein macht, und wäre er noch so
chgebildet und hochangesehen — daß diese Unreinheit, die
mals Paulus vorgeworfen wurde, später von den Christen
lbst im Altertum den Gnostikern, im Mittelalter den Templern,
der Neuzeit den verschiedensten Sekten bis auf die Heils-
mee nachgesagt worden ist. Der Grund dazu war ja stets
rselbe. Wie damals die Heiden, zumal angesichts ihrer
ysterien, bei den geheimen Zusammenkünften von Christen,
ännern und Frauen, sofort an abscheuliche Greuel und Aus-
weifung dachten, ebenso setzten später diese selbst bei andern,
e solche geschlossene Versammlungen hielten, dasselbe voraus —
allgemeinen ganz gewiß mit Unrecht.

Vollends nicht hat sich die christliche Kirche von Ehrgeiz und Habgier freigehalten, die Paulus endlich noch von sich abweist. Man sagte ihm auch dergleichen wohl einfach deshalb nach, weil man ihn wie einen heidnischen Rhetor ansah; später sind die christlichen Prediger aber in der That in deren Schule gegangen, wenngleich die besten unter ihnen, ein Chrysostomus oder Gregor von Nazianz, immer davor warnten. Wie wenig vollends der römische Klerus faktisch dem Vorbild des Apostels nachgefolgt ist, das bedarf ja keines weitern Beweises. Aber haben nicht auch evangelische Geistliche nur allzu oft vor Menschen Ehre gesucht, sei es bei ihrer Gemeinde, sei es bei ihrer vorgesetzten Behörde? Ich rede nicht davon, daß sie aus Menschengefälligkeit die Wahrheit entstellt oder wenigstens verschwiegen hätten; aber wir alle schließen uns in unsrer ganzen Predigtweise meist viel zu sehr an die gerade herrschenden Gewohnheiten an, die doch allein noch nicht maßgebend sind. Und so reden wir doch den Menschen zu Gefallen — lassen wir uns vielleicht auch von eigensüchtigen Absichten im stillen leiten. Es handelt sich wiederum nicht um unverhüllte Stellenjägerei, die die meisten verurteilen werden; aber fragen nicht vielleicht auch die, die ein Amt begehren, manchmal mehr nach den Einkünften des Amts als ihrer Befähigung dazu? Das gilt wieder nicht bloß von den Predigern und Lehrern; das gilt auch allen andern. Aber es gehört schon eine recht scharfe Selbstbeobachtung dazu, um es zu erkennen, und die unerbittlichste Selbstbeherrschung, um jede falsche Rücksicht auf äußerliche Vorteile zurückzustellen. Haben wir das immer gethan? Können wir wirklich mit Paulus Gott zum Zeugen anrufen, daß wir weder je mit schmeichlerischer Rede, noch mit habgieriger Verstellung auftraten?

Aber der Apostel hat nicht nur keine Ehre gesucht; er hat auch auf die ihm zukommende Ehre verzichtet. Als Gesandter Christi hätte er gewichtig auftreten, seine Autorität in die Wagschale werfen und dadurch jedes Bedenken von vornherein abweisen können. Aber das hat er kaum irgendwo gethan. Fast immer hat er seine Gegner zu überführen, seine Behauptungen zu beweisen gesucht, damit seine Gemeinden wüßten, woran sie glaubten. Wir Nachfolger der Apostel, die wir schlechterdings keine Autorität beanspruchen können, sollten das noch viel mehr thun und thun es doch viel weniger. So geschieht es dann, daß Tausende das Christentum von sich werfen, weil sie es sich nicht innerlich angeeignet, sondern nur auf äußere Autorität hin angenommen haben. Das würde besser werden, wenn Lehrer und Geistliche sich mehr bemühten, ihren Schülern und Hörern die innere Wahrheit des Christentums zu beweisen, natürlich je nach ihrer Fassungskraft und Vorbildung. So hat es der Apostel gemacht, indem er, wie ein rechter Vater bei der Erziehung seiner Kinder individualisirt, jeden Einzelnen ermunterte, ermahnte, beschwor — bis er ihn auf den rechten Weg gebracht hatte. All das aber eben nicht

mit jener würdevollen Amtsmiene, die viele Geistliche ihrem Beruf schuldig zu sein glauben, obwohl sie sich gerade dadurch den rechten Einblick in Herz und Leben ihrer Pflegebefohlenen verbauen — sondern mit der aufopfernden Selbstverleugnung, mit der eine Mutter ihre Kinder pflegt, ohne sich zu scheuen, ihnen die niedrigsten Dienste zu leisten. So soll sich der Geistliche nie für zu gut halten, wenn es not thut, auch einmal einem Kranken das Bett zu machen oder Essen zu holen; der Dank, der innigste, glühendste Dank wird selten ausbleiben, und bliebe er auch aus — thun wirs denn um des Dankes willen?

Wir fühlten uns zu euch hingezogen, sagt Paulus, und wollten euch am liebsten nicht nur das Evangelium Gottes, sondern auch unser Leben darbringen, weil wir euch liebgewonnen hatten. Nur die Liebe Christi kann uns also treiben; wer sie nicht kennt, wird nie das Werk eines evangelischen Predigers thun können. Die Liebe aber verzichtet auch auf das Recht, das jeder Arbeiter hat, das Recht auf Lohn. So verdiente sich Paulus in Thessalonich und Korinth durch seiner Hände Arbeit seinen Lebensunterhalt, weil er einsah, jene Gemeinde sei zunächst und diese sei auch später noch nicht so gefördert, daß sie für seine geistlichen Gaben ihm mit leiblichen Gütern zu vergelten sich gedrängt gefühlt hätte. Wem sein Glaube wirklich etwas wert ist, der giebt ja auch gern etwas dafür, ja der würde es übel nehmen, wenn er nichts dafür geben dürfte, um ihn sich und den Seinen zu erhalten und andern zuzuwenden. Geschieht das nicht oder nur wenig, wie bei uns in Deutschland, so ist es ein schlechtes Zeichen für die Volkstümlichkeit des Christentums. Und so muß auch heutzutage noch der Diener am Wort manchmal auf den Lohn verzichten, auf den er von Rechts wegen Ansprüche erheben könnte — und doch erhält er dann andern Lohn, nicht erst droben, sondern schon hier auf Erden. Wir können nicht jeden Sonntag predigen und Woche für Woche Kranke trösten, Verirrte zurechtbringen, Verzweifelte aufrichten, ohne selbst dadurch vorwärts zu kommen — wenigstens sind wir nur dann wahre, andernfalls aber falsche Prediger. C C

---

## Balfour über das gute Recht der christlichen Weltanschauung und den modernen Naturalismus

Die Grundlagen des Glaubens. Einleitende Bemerkungen zum Studium der Theologie. Von James Arthur Balfour. London, Longmans, Green und Co., 1895. 356 Seiten. 12 s. 6 d.*)

Uebersicht: 1. Einleitung; 2. Die Absicht des Buches; 3. Die Sittlichkeit und der Naturalismus; 4. Das geistige Wesen des Menschen und der Naturalismus; 5. Die Voraussetzungen des Naturalismus; 6. Logische Einheit um jeden Preis? 7. Der Ursprung unsrer Ueberzeugungen: Vernunft und Autorität; 8. Konsequenzen; 9. Das gute Recht des Theismus; 10. Der Schritt zum christlichen Theismus.

### 1. Einleitung

Aus der Geschichte des geistigen Lebens in England während der ersten Hälfte dieses Jahres verdienen zwei Ereignisse als bemerkenswert hervorgehoben zu werden. Das eine ist die Verurteilung des Dichters und Romanschreibers Oskar Wilde, eines Mannes, der, einen deutschen Namen mit englischer Nationalität und französischer Laszivität verbindend, dem englischen Volke die demoralisirenden Erzeugnisse seiner zügellosen Phantasie in bestrickend schöner Form und — um den haut-goût der Lebensauffassung zu verdecken — in eine Wolke von schöngeistigem Patschuli gehüllt, bisher ungestraft darbieten konnte. Ihm und seiner litterarischen Klique rief ein Londoner Gerichtshof, als die praktischen Konsequenzen seiner goldnen Theorien sich in erschreckender Weise zeigten, ein kräftiges Quos ego! zu, dessen Wiederhall in den Kreisen englischen Bürgertums als ein erfreuliches Zeichen gesunden Sinnes im Volke gelten darf u gewiß nicht ohne Nachwirkung bleiben wird.

Das zweite Ereignis ist durchaus andrer Art. Es ist „litterarisches Ereignis“: das Buch eines leitenden Staa manns über den Naturalismus und die christliche Weltanschau Jedermann in England, der eine Zeitung liest, weiß Besche wenn von Mr. Balfour's book die Rede ist; der Titel sel wird kaum genannt. Man versteht das, wenn man beden wie oft seit Februar dieses Jahres von den Zeitungen al Schattirungen, politischen und unpolitischen, staatskirchlichen u nonkonformistischen, Tageszeitungen, Wochenblättern und Mona schriften, kritischen und unkritischen Reviews, Litteraturberich und nicht selten von Predigern auf der Kanzel „Balfours Bu erwähnt worden ist. Wir wollen hier noch nichts über sei Wert oder Unwert sagen: jedenfalls ist es erfreulich, wenn Buch ernsten Inhalts den Gebildeten — an solche, nicht Fachleute wendet es sich — in den Mittelpunkt ihrer Interes geschoben wird. Oder soll man sich nicht freuen, wenn Gebildeten des Volkes ein Buch beschäftigt, das mit Ener in den Kampf für die christliche Weltanschauung eintritt u in den geistigen Kampf mit einer Strömung, die den Tot schein für den christlichen Glauben — nur die Unterschrift fe noch — längst geschrieben hat?

Es bedarf schwerlich einer Rechtfertigung, wenn wir a die Leser der Christlichen Welt mit diesem Buche bekannt machen suchen. Denn bei solchen Gelegenheiten kommt uns geistige Interessengemeinschaft der Protestanten Englands u Deutschlands zum Bewußtsein. Auf katholischem Boden ka es ja derartigen Kampf um die christliche Weltanschauung ni geben. Bei uns aber wie in England hat modernes Den die Hebel mit Nachdruck an die Wurzeln der christlichen G dankenwelt angesetzt; der Boden ist an manchen Stellen sch bedenklich rissig geworden. Nur sieht man es drüben nicht deutlich, weil dort der Schleier der Kirchlichkeit noch nicht traurig in Fetzen hängt wie bei uns.

Es giebt Leute, die nur mit trübem Blick auf die Ne hinschauen, die von den Wiesengründen modernen Denkens a steigen, um mit der Sonne zu kämpfen. Warum nur? W wissens recht gut, daß es dann Regenwetter geben kann. A kanns nach den Nebeln nicht auch viel schöner und klarer werd als zuvor? Wir können unsre Freude darüber nicht verhehl daß uns Christen Probleme gestellt werden, tüchtige, ha Probleme. Wir sehens gern, wenn der harte Stahl wie und immer wieder kräftige Funken aus dem alten Feuerst des Christenglaubens hervorlockt. Und wir freuen uns, daß Sturzbäche dieser Probleme und Fragen auch gegen die Männ des öffentlichen Lebens anrollen und die wilden Wasser reden machen. In diesem Sinne begrüßen wir Balfours Buch

### 2. Die Absicht des Buches

Der Titel sowohl wie der Nebentitel, den Balfour sein Buche gegeben hat, ist in gewisser Hinsicht irreführend. De mit der eigentlichen Substanz der Theologie will er sich üb haupt nicht befassen. Ihn leitet die Ueberzeugung, daß „ entscheidenden Schlachten der Theologie außerhalb ihrer eign Grenzen geschlagen werden,“ und daß „die Sache der Religi nicht über rein religiösen Streitigkeiten verloren oder gewonn wird.“ Auch eine Apologetik im landläufigen Sinne will nicht geben, beabsichtigt auch nicht, besondre Zweifel u Schwierigkeiten zu lösen. Sein Ziel ist „eine besondre A der Betrachtung der Weltprobleme zu empfehlen Und um seine Betrachtungsweise scharf und deutlich hera treten zu lassen, giebt er ihr zum Hintergrund eine Welta schauung, die unter den verschiedensten Namen eine imm wachsende Anhängerschaft nach sich zieht. Er nennt sie „Na ralismus“ und versteht darunter zusammenfassend Agnostizism

---

*) The Foundations of Belief. Being notes introductory to the study of Theology. By the Right Hon. James Arthur Balfour, author of A Defense of philosophic doubt. — Zum Verständnis des Titels sei schon hier bemerkt, daß Balfour nicht bloß von religiösen, sondern auch von ethischen und naturwissenschaftlichen beliefs spricht.

*) Da man annehmen muß, daß nur wenige unsrer Leser in Lage sein werden, sich aus dem Original ein Urteil über das Werk bilden, so geben wir im Folgenden eine möglichst ausführliche Inhal angabe, die freilich an allen Mängeln leiden muß, die die Wiederg eines in 356 Seiten niedergelegten Gedankenmaterials notwendig sich bringt.

itivismus und Empirizismus, deren Quinteſſenz er folgender-
zen wiedergiebt:

Wir können Phaenomena erkennen und die Geſetze ihrer Ver-
iſung, weiter nichts. Es mag noch mehr als das da ſein, vielleicht
nicht. Aber ſelbſt wenn es exiſtiren ſollte — wahrnehmen können
nicht. Und was auch die Welt „in Wirklichkeit“ ſein mag —
n der Ausdruck überhaupt einen Sinn hat —, die Welt für uns,
Welt, mit der allein wir es zu thun haben können, iſt die Welt,
uns durch Wahrnehmung geoffenbart und Gegenſtand der Natur-
nſchaft iſt. Hier und nur hier ſind wir auf feſtem Boden. Hier
nur hier können wir etwas entdecken, das verdient „Wiſſen“ ge-
nt zu werden. Hier und nur hier dürfen wir mit Erfolg unſre
unft üben oder die Früchte der Weisheit ernten. (S. 7 f.)

Dies iſt, ſo meint Balfour, die einzige Weltanſchauung,
ſchließlich aus den Niederlagen der Theologie Nutzen zieht,
deren Wellen ſicher „die Stellen überfluten werden, von
die Religion zur Ebbezeit zurücktritt.“ Ihr muß vor allem
re Aufmerkſamkeit gelten. Die Frage, die wir ihr zu ſtellen
en, iſt die, welchen Erſatz ſie uns für die von den Vätern
bte, nun aber „überlebte“ Weltanſchauung bieten kann.

### 3. Die Sittlichkeit und der Naturalismus

Es iſt eine der auffallendſten Thatſachen, daß unter den
rtretern der verſchiedenſten Weltanſchauungen bei der größten
ſchiedenheit der Anſichten über den Urſprung der Sittlichkeit
weitgehende Einigkeit über ihren allgemeinen Inhalt herrſcht
über die Schätzung, die ſie beanſpruchen dürfe. Man wett-
t in allen Lagern, ihren Wert mit möglichſt hohen Worten
preiſen. Dieſe Einſtimmigkeit darf uns jedoch nicht ver-
n, dies Gebiet darum hier aus dem Spiele zu laſſen. Denn
ſt für die Kräftigkeit der ſittlichen Forderungen nicht gleich-
ig, auf welche Quelle der Menſch das Gebot der Sittlichkeit
ckführt. Davon hängt ſchließlich die Ehrfurcht ab, ohne
kein Sittengeſetz wirkſam ſein kann. Was für eine Rolle
lt denn aber das ſittliche Leben in dem großen Gewebe
Erſcheinungen nach der naturaliſtiſchen Weltanſchauung? Die
wort lautet:

Da Leben nur eine winzige Epiſode in der Geſchichte des Uni-
ums iſt, und da von dem Lebenden nur ein Teil Gefühl hat, ſo
et ſich ſittliches Gefühl . . . demnach nur in einer verſchwindenden
l fühlender Lebeweſen. . . . Sollten dieſe ſittlichen Regungen morgen
hwinden — die große Maſchine würde ſich ohne merkliche Ver-
rung weiter bewegen. Die Summe der Wirklichkeiten würde keine
rnehmbare Verminderung erfahren. . . . Ein paar hochentwickelte
getiere, unter ihnen vor allem der Menſch, würde Inſtinkte und
erzeugungen verlieren, die ſich als recht wertvoll im Kampf ums
ein bewährt haben. . . . (S. 14)

Es muß überhaupt auffallen, daß man auf naturaliſtiſchem
ndpunkte unter den verſchiednen Triebfedern zum Handeln
rlangen und Ekel, Luſt und Schmerz, Inſtinkt, Vernunft,
tlichkeit) einer unter ihnen, der Sittlichkeit, eine beſondre
merkſamkeit ſchenkt. Woher nimmt man ein Recht, die Ver-
ft höher zu ſtellen als die Luſt, die Sittlichkeit höher als
Hunger? Der konſequente Anhänger jener Weltanſchauung
n in den höchſten Gefühlen, die ſich an den Gedanken der
icht und Selbſthingabe klammern, nichts Beſſeres ſehen als
ſchlaue Erfindung der Natur, um uns zu altruiſtiſchem
ndeln zu bewegen. Die roheſten Gelüſte, die berechnendſte
bſtſucht und der großartigſte Heroismus, ſie ſind alle aus
logen Urſachen entſprungen und zu gleichen Zielen entwickelt.
n aber dann das Gewiſſen noch mit unbedingter Autorität
echen? Können die Worte „edel“ und „gemein“ überhaupt
h eine Bedeutung haben?

Kant verglich das Sittengeſetz mit dem Sternenhimmel und fand
e erhaben. Auf naturaliſtiſchem Standpunkte würde es paſſender
, es mit den Schutzdecken auf dem Rücken eines Käfers zu ver-
chen und beide ſinnreich zu finden. Aber wie ſoll bei dieſer An-
uung die „Schönheit der Heiligkeit“ ihren Glanz in den Gemütern
er behalten, die deren Stammbaum ſo genau kennen? Der Menſch
n freilich Gefühle, die er einſt in ſeinen empfänglichſten Jahren von
en gelernt hat, die ſeinem Herzen am nächſten ſtanden, lange un-
letzt bewahren. Aber wenn man ihn belehrt über die Oberhoheit
Gewiſſens und die ſtrenge Majeſtät der Pflicht, und ihm dann ſagt,
dieſe Empfindungen und Ueberzeugungen nur Beiſpiele von den
plizirten, zum Teil niedrigen, zum Teil widerwärtigen Kunſtgriffen
, die durch die bildenden Kräfte der Auswahl und Ausſtoßung in
phyſiſchen und ſozialen Organismus hineingewebt ſind — ſo wird



ganz gewiß viel von der Wirkſamkeit dieſes ſittlichen Unterrichts vernichtet werden, und der Widerſpruch zwiſchen ethiſchem Gefühl und der naturaliſtiſchen Theorie wird aufdringlich und verwirrend bleiben, ein beſtändiger Stein des Anſtoßes für alle, die ſich bemühen, die nackten Erklärungen der Biologie und die hohen Anſprüche der Ethik in einen harmoniſchen Glauben zu vereinigen. (S. 18 f.)

Die Frage der menſchlichen Willensfreiheit iſt natürlich für den Naturaliſten eine längſt ein für allemal erledigte Sache. Freilich für die Thatſache, daß jeder Menſch, während er zwiſchen zwei Kurſen ſchwankt, unter dem unvermeidlichen Eindrucke ſteht, er habe die Freiheit, einen von beiden zu verfolgen — für dieſe „einzigartige Illuſion“ giebt es bis jetzt keine befriedigende Erklärung.

Für einen höher ſtehenden Beobachter — wenn ein ſolcher auf naturaliſtiſchem Standpunkt denkbar wäre — müßte es allerdings ein höchſt drolliger Anblick ſein, alle Menſchen unter der Einbildung leiden zu ſehen, daß ſie in ihrer Entſcheidung frei ſeien, während ſie doch thatſächlich nichts derart ſind. Und die Komödie kann nur noch erhöht und in ihrer Wirkung verſtärkt werden durch die ſchauſpieleriſchen Leiſtungen der kleinen Zunft von Philoſophen, die bei vollem Bewußtſein von der abſtrakten Wahrheit, daß Willensfreiheit Unſinn iſt, doch in Augenblicken der Unſchlüſſigkeit und Ueberlegung in den Irrtum der gewöhnlichen Leute verfallen, als ob ſie Wilde oder Idealiſten wären. (Seite 21)

An dem Inhalt des Sittengeſetzes ändert nun zwar die Lehre von der Unfreiheit des Willens nichts. Was die Pflicht gebietet oder „die praktiſche Vernunft“ empfiehlt, bleibt geboten, ob unſre thatſächlichen Entſcheidungen unwiderruflich durch eine endloſe Kette von Urſachen gebunden ſind oder nicht. Dennoch bleibt die Thatſache, daß das Bewußtſein, unter einem Zwange zu ſtehen, mit dem Gefühl der Verantwortlichkeit in Konflikt kommt. Und mit dieſem Gefühl iſt nun einmal der ſittliche Wille eng verbunden. Es mag vielleicht wenig zu ſagen haben, daß auf determiniſtiſchem Standpunkte Unwille und Entrüſtung über andrer Leute Unrechtthun als eine große Albernheit erſcheinen müſſen. Nicht ſo ganz unwichtig dürfte es ſein, daß es in dieſem Lichte ebenſo unvernünftig wird, gerechten Unwillen über ſich ſelbſt zu empfinden. Damit fallen Selbſtverurteilung, Reue, Gewiſſenspein dahin, die doch auch der naturaliſtiſchen Betrachtung wertvoll ſind für die Förderung der Tugend und ſomit für den Fortſchritt der Gattung. Sie ſind ſo mit einem Schlage aller vernünftigen Begründung beraubt.

Schließlich kann es auch für die Kräftigkeit der Sittlichkeit nicht gleichgiltig ſein, welche Stelle das Subjekt der Sittlichkeit, der Menſch, im Weltganzen einnimmt. Die Naturwiſſenſchaft lehrt uns, daß der Menſch nicht länger als das Endziel des Univerſums angeſehen werden kann:

Schon ſein Daſein iſt ein Zufall, ſeine Geſchichte eine kurze Epiſode im Leben eines der unbedeutendſten Planeten. Freilich weiß die Wiſſenſchaft bis jetzt nichts über die Kombination von Urſachen, die zuerſt einen toten Organismus in die lebendigen Vorfahren der Menſchheit verwandelten. Es iſt genug, daß von ſolchen Anfängen her Hunger, Krankheit, gegenſeitiges Morden . . . allmählich eine Menſchheit hervorgebracht haben mit Gewiſſen genug, um ihre Verächtlichkeit zu fühlen, und mit Verſtand genug, um ihre Bedeutungsloſigkeit zu erkennen. Wir überblicken ihre Vergangenheit und ſehen ihre Geſchichte voll Blut und Thränen; wir verſuchen in die Zukunft einzudringen und erfahren, daß nach einer Periode . . . die nur kurz iſt, verglichen mit Zeiträumen, die dem Forſcher offenſtehen, die Kräfte unſers Syſtems zerfallen werden. Der Glanz der Sonne wird ſich verdunkeln, die Erde . . . wird die Menſchheit nicht länger ertragen, die einen Augenblick ihre Einſamkeit geſtört hat. Der Menſch wird in die Grube fahren, und alle ſeine Gedanken werden vergehen. Das unbehagliche Bewußtſein, das in dieſer obſkuren Ecke für kurze Zeit das ſelbſtzufriedne Schweigen des Weltalls gebrochen hat, wird dann ruhen. Die Materie wird nicht länger von ſich wiſſen. „Unvergängliche Denkmäler“ und „unſterbliche Thaten,“ ſelbſt der Tod und die Liebe, die ſtärker iſt als der Tod, werden ſein, als wären ſie nie geweſen. Und nichts, das iſt, wird beſſer ſein oder ſchlechter, nach allem, was Arbeit, Genie, Hingebung und Leiden der Menſchen durch zahlloſe Generationen erſtrebt haben. . . . (S. 30 f.)

Es mag wahr ſein, daß der Inhalt des Sittengeſetzes durch die Stellung, die der Menſch im Univerſum einnimmt, nicht beeinträchtigt wird. Aber was für einen Wert hat es denn, die Feſtigkeit des Sittengeſetzes zu betonen, wenn dieſes ſelbſt mitſamt der ganzen empfindenden Welt dahinſchwinden wird in einem Zeitraum, der winzig iſt im Vergleich mit den Perioden, mit denen der Aſtronom täglich rechnet? „Wir verlangen, und zwar am leidenſchaftlichſten, wenn wir am meiſten

wir selbst sind, unsern Dienst dem zu widmen, das bleibend und ewig ist.“ (S. 32)

### 4. Das geistige Wesen des Menschen und der Naturalismus*)

Was bleibt überhaupt in der naturalistischen Weltanschauung für die geistige Seite des Menschen noch übrig? Seit Jahrtausenden hat sich die denkende Menschheit eingebildet, daß die Welt das Werk einer ewigen Vernunft sei. Wer noch so altmodisch ist, das zu glauben, der lasse sich belehren, daß es umgekehrt richtig ist: die Vernunft ist das Werk der Weltentwicklung. Vom Standpunkt der organischen Evolution aus giebt es keinen Unterschied zwischen der Entwicklung der Vernunft und irgend einer andern physiologischen oder psychologischen Fähigkeit. Sie haben sich alle auf Grund streng utilitarischer Prinzipien entwickelt. Auch die Vernunft hat uns Mutter Natur nicht zur Erforschung der Geheimnisse des Weltalls gegeben, sondern zur größern Bequemlichkeit des Daseins. Dürfen wir uns dann wundern, daß die in uns entwickelten Fähigkeiten nicht imstande sind, die Wißbegierde zu befriedigen, die als ein merkwürdiges Nebenprodukt des Weltprozesses in uns lebt? Man muß dies einmal gründlich ausdenken. Hat der Naturalismus Recht, dann tritt die große Masse der Thatsachen in der Natur überhaupt nicht in Beziehung zu unsern Sinnen. Denn dieselben Naturkräfte, die die Entwicklung nützlicher Organe befördern, dienen gleichzeitig zur Unterdrückung solcher, die unnütz geworden sind. Die Natur hat nun einmal bei der Schaffung von Fähigkeiten nur den praktischen Zweck im Auge, die Tüchtigkeit für den Kampf ums Dasein. Sie zerstört sogar schon geschaffne Fähigkeiten, wenn ihr praktischer Zweck zu Ende ist. So läßt sie das Auge des Höhlenfisches verkümmern und den Instinkt des gezähmten Tieres verfallen. Dann muß es aber, wie gesagt, eine Menge von Seiten der Natur geben, über die uns unsre Sinne absolut nichts sagen können.

Ich meine hier nicht bloß die Beschränkung von Sinnen, die wir thatsächlich haben, sondern das gänzliche Fehlen einer unbestimmten Anzahl von Sinnen, die wir besitzen könnten, aber in Wirklichkeit nicht haben. Es giebt dann Klänge, die das Ohr nicht hören, Blicke, die das Auge nicht sehen kann. Aber noch außer dem allen muß es zahlreiche Seiten der äußern Natur geben, von denen wir nichts wissen, die keine Phantasie malen, keine Sprache ausdrücken kann.

Dann müssen wir uns als Wesen auffassen, die in dieser dunkeln Ecke des Weltalls ihren Weg tasten, wie Kinder im verdunkelten Zimmer. Zwar haben wir Vernunft, die ersten Lebewesen nicht. Aber selbst die Vernunft nimmt in der naturalistischen Weltanschauung keine erhöhte oder selbständige Stellung im Reiche der Erscheinungen ein. Sie ist nicht Dach und Krone aller Dinge. Sie ist schließlich nicht mehr als eins der vielen Experimente, die unsre Aussicht auf Ueberleben vergrößern, und unter diesen ist sie nicht etwa das wichtigste und dauerndste. — Ist es unter diesen Umständen nicht mindestens naiv, trotzdem anzunehmen, daß der Mensch durch den Entwicklungsprozeß auch nur annähernd befähigt sei, die Natur in ihrer Kompliziertheit zu verstehen?

Und der Verstand? Wir möchten uns so gern einreden, daß er bei der Erhaltung des Lebens eine wichtige Rolle spiele. Und doch würden wir nicht imstande sein, auch nur das bescheidenste Organ zu regieren, gesetzt, es könnte uns einmal überlassen werden. Wir sind wie Kinder, die sich einbilden, eine wichtige Korrespondenz zu führen, weil sie die Marken auf die Briefe kleben dürfen. Der Verstand ist vom Standpunkte der organischen Evolution nichts als die ererbte Fähigkeit der Selbstanpassung. Die hierzu nötige Geschmeidigkeit besitzt der Instinkt nicht. Sonst ist dieser aber in jeder Hinsicht die bessere Maschine. Er funktionirt viel präziser, glatter und akkurater. Und die Zukunft sieht recht rosig aus. Herbert Spencer z. B. sieht mit großer Zuversicht einer Zeit entgegen, wo die Beziehungen des Menschen zu seiner Umgebung so glücklich gestaltet sein

*) Auf das Kapitel „Naturalismus und Aesthetik“ einzugehen, müssen wir uns leider aus Raumrücksichten versagen; auch läßt es sich im Zusammenhange des Buches am ehesten entbehren.



werden, daß absolute Rechtschaffenheit herrschen wird. Gewissen wird unnötig und abgeschafft werden. Der Pfad am wenigsten Hindernisse bietet, wird der Pfad der Tu sein. Nicht der breite, sondern der schmale Weg wird Verderben führen. Ist das nicht verlockend?

Ich bekenne, daß meine eigne persönliche Befriedigung bei d Ausblick etwas getrübt wird durch die Ueberlegung, daß dieselbe sachen, die das Gewissen überflüssig machen, uns auch der Notwend überheben werden, unsern Verstand anzustrengen, und daß um die da wir alle vollkommen gut sind, wir auch alle vollständig dummt sein werden. . . .

Pascal sagt einmal: der Mensch, so schwach er auch ist, ist g in seiner Schwäche den blinden Naturkräften überlegen. Denn er von sich; sie nicht. Ich muß gestehen: in der naturalistischen anschauung sehe ich eine derartige Ueberlegenheit nicht . . . Der für Humor, gewiß eine der wertvollsten Gaben, mit denen das W spiel der Atome uns ausgestattet hat, sollte uns doch verbieten, i wie eine Miene der Ueberlegenheit anzunehmen gegenüber Gliedern selben Familie von „Phänomena,“ die noch dazu dauernder und mäc sind als wir selbst. (S. 75 f.)

Gewiß ist der Naturalismus mit einer kurzen Kritik sich noch dazu auf wenige Fragen beschränken konnte, vernichtet. Aber soviel dürfte doch klar sein: Wenn Theorie wahr ist, oder besser, wenn sie die ganze Wah ist, dann ist die Sittlichkeit nichts weiter als ein öder Ka von Sittlichkeitsvorschriften, und unser geistiges Leben nu trübe Uebergang von einer Reihe gedankenloser Gewohnh zur andern.

Alles, was dem Leben Würde verleiht, der Arbeit Wert schrumpft zusammen und schwindet dahin unter dem erbarmungs Basiliskenblick einer solchen Weltanschauung. Selbst die Wißbeg die kühnste unter den edlern Regungen der Seele, muß schließli schlaffen unter dem Druck der Ueberzeugung, daß weder für dieses irgend ein zukünftiges Geschlecht . . . die Fessel ganz gelöst werden durch die unsre Vernunft nicht anders als der Hunger im fortge Zwangsdienst für unsre materiellen Bedürfnisse gehalten wird. (S

Man mag noch so viel auf die glückliche Inkonse der menschlichen Natur hinweisen — schließlich muß doch mal eine solche Welt- und Lebensauffassung mit den Be nissen des Gemüts, die nun einmal da sind, in verhängnisv Kampf kommen. Wenn dann aber der Naturalismus das behauptet, kann es dann anders kommen, als daß diese Th allen Adel aus unsrer Auffassung des Lebens herausfrißt

Es ist bekannt, was man dagegen einwendet: die na listische Weltanschauung findet sich bei verschiednen Leuten der bewundernswertesten Uebung selbstloser Tugend verbu Ist das bei hundert Persönlichkeiten möglich, warum nicht zehntausend, warum nicht bei der ganzen Menschheit? — Ba will die abstrakte Möglichkeit nicht bestreiten. Er kennt abe dieses Zusammenexistiren innerlich widerstreitender Ueberzeugu noch eine andre Erklärung als die „Personalunion“:

Die Biologen erzählen uns von Parasiten, die in den Le höher organisirter Tiere leben und nur dort leben können. Ihr glücklicher Träger muß Nahrung für sie finden, verdauen und in Na verwandeln, die sie ohne Anstrengung verzehren und ohne Schwier assimiliren können. Ihre Struktur ist von der einfachsten Art. Träger sieht für sie — sie brauchen keine Augen. Er hört für s brauchen sie keine Ohren. Er arbeitet für sie und denkt für sie; d brauchen sie nur schwache Muskeln und ein unentwickeltes Nervens Aber sollen wir daraus schließen, daß für das Tierreich Augen Ohren, starke Glieder und komplizirte Nerven überflüssig sind? U flüssig sind sie für den Parasiten nur, weil sie unentbehrlich für Träger waren, und wenn der Träger umkommt, so muß er in mangelung dieser Dinge höchst wahrscheinlich auch sterben.

So ist es mit denen, die den Anspruch erheben, daß die na listische Weltanschauung sich im Leben mit der Aufrechterhaltung eth Ideale vertrage, mit denen der Naturalismus nicht von Natur vern ist. Ihr geistiges Leben ist parasitisch. Es wird von U zeugungen geschützt, die nicht ihnen gehören, sondern der Gesell von der sie einen Teil bilden, und wird genährt durch Vorgänge denen sie nicht teilnehmen. Wenn aber jene Ueberzeugungen ver und jene Vorgänge aufhören, so darf man schwerlich erwarten, da fremde Leben, das sie bewahrt haben, sie überleben wird. (S. 82

Der Naturalismus sollte doch einmal seine Lebensfähi in der Praxis zeigen. Seine Vertreter sollten einen Kate mus aufstellen, aus dem jedes Element verbannt ist, das aus dem naturalistischen Bekenntnis stammt. Es muß sich auch auf diesem Boden gewissermaßen ein dogmatisches G aufstellen lassen, auf das ein Erziehungssystem sich stützen

Nach naturalistischen Grundsätzen muß das Kind an der Mutter Knie belehrt werden, mit ihnen muß der junge Mann seine Lebensideale aufbauen. Dann wird sichs wenigstens deutlich genug zeigen, wie der Konflikt zwischen den so anerzognen Ueberzeugungen und denen, die unter dem Schatten der Tradition aufgewachsen sind, sich in Praxis umsetzt. P J

## Die russische Kirche und ihre Sektirer

2

Die Meljnikowsche Zählung, die übrigens gleichfalls in ziemlich primitiver Weise vorgenommen wurde, ergab die Wahrscheinlichkeit, daß 1852 im ganzen Reiche 9 bis 10 Millionen Raskolniken existirten, ein Sechstel der rechtgläubigen Bevölkerung. Diese Zahl führte ein sozusagen vertrauliches Dasein in Regierungskreisen, abgesehen davon, daß sie, wie gesagt, einmal im Jahre 1863 vorübergehend auch offiziell das Licht der Welt erblickte. Sie ist aber, wie Meljnikow erzählt, auch einer Informationsschrift an Alexander II. zu Beginn seiner Regierung zu Grunde gelegt. Nichtsdestoweniger dürften diese Angaben selbst für die fünfziger Jahre noch nicht ganz der Wirklichkeit entsprechen, wie folgende Erwägungen zeigen.

Die Methode der Zählung war recht unvollkommen. So ermittelte z. B. nach Meljnikows eigner Angabe der Bischof von Nischegorod, dem eine Parallelzählung, unabhängig von der administrativen, aufgetragen war, in dem einen Gouvernement 60000 Sektirer mehr als der Regierungskommissar — 230000 gegen 170000. (Die „offizielle" Zahl war 20000!) Sehr wahrscheinlich hat der Bischof bessere Hilfsmittel gehabt als der Beamte, denn seine Popen kannten aus wohlverstandnem Privatvorteil die wirkliche Zahl recht genau. Ferner existirte noch immer das frühere Interesse von Pfarrgeistlichkeit und Beamtentum an einer möglichst niedern offiziellen Zahl.

Eine charakteristische Stelle Meljnikows sei zur Veranschaulichung dieser Thatsache angeführt. Im Anschluß an seine Darlegungen, weshalb von den Popen keine wahrheitsgetreue Angabe der ihnen bekannten Sektirerzahl zu erwarten sei, sagt er:

> Außerdem giebt es für die Pfarreien, wo sich zahlreiche Sektirer vorfinden — zu unserm Leidwesen müssen wir es bekennen —, noch ganz besondre Gründe, um die wahre thatsächliche Anzahl der Sektirer zu verheimlichen. Der „angeschriebne" Sektirer ist für die Pfarrei ein verlornes Individuum, von ihm bezieht der Pfarrer nicht eine Kopeke Einnahme. Der „nicht angeschriebne" Sektirer konstituirt dagegen einen wichtigen und ansehnlichen Posten in dem häuslichen Budget des Dieners der Kirche. In den Kirchenbüchern — d. h. im Personalverzeichnisse der Gemeindeglieder — steht der „nicht angeschriebne" Sektirer als Orthodoxer verzeichnet, mit der Bemerkung jedoch, daß er, sei es „aus Neigung zum Sektirerwesen," sei es aus „Lauheit," sei es aus „Nachlässigkeit," nicht zur Beichte noch zum heiligen Abendmahle sich präsentire. ... Ein solcher Sektirer, der seit seiner Geburt kein einziges mal auch nur vor der Kirchenthüre erschienen ist, aber vom geistlichen Ressort zu den Orthodoxen gerechnet wird, ist für die Pfarrei ganz unvergleichlich einträglicher als das glaubenseifrigste Gemeindeglied. Dafür, daß man ihn mit Amtshandlungen verschont, leistet er gar sehr viel höhere Zahlungen, als ein der Kirche eifrig Anhängender für ihre Ausübung entrichtet. Dazu kommt, daß die von einem „Nichtangeschriebnen" fließenden Einkünfte viel zuverlässiger und sicherer sind; sobald er sich nur einfallen läßt, gegen die ihm auferlegte Tributzahlung sich aufzulehnen, ist eine Denunziation gegen ihn sofort fertig: seinen Vater habe er im Walde begraben; wo er seinen Sohn habe taufen lassen, wisse niemand; seine Tochter habe er nicht in der Kirche trauen lassen u. s. w. ... Man braucht nur eine Untersuchung in Gang zu bringen; freilich kommt dabei schließlich nichts heraus, weil im Strafgesetzbuch für solche Vergehen keine Strafen vorgesehen sind: indessen kostet dem widersetzlichen Tributpflichtigen der Umstand, daß er unter Kriminalanklage steht, immer eine sehr viel größere Geldsumme als diejenige, deren rechtzeitige Zahlung er eigensinnig verweigert hat. Die Sache zieht sich dann durch einige Jahre hin, und dem unter Kriminalanklage stehenden Mann reicht man keinen Reisepaß aus; befaßt er sich mit Handelsgeschäften, so erleidet er große Verluste u. s. w. ...*)

Ausdrücklich bemerkt Meljnikow: „So war es in frühern Zeiten — aber je nach den Orten treibt man es auch heute noch so."

Was dem Popen recht ist, ist der Polizei billig, daher

*) Frank, Russische Selbstzeugnisse, Bd. 1, S. 352 f.



die Zählungskommissare auch hier nicht auf mehr Entgegenkommen zu rechnen hatten, als sie halbwegs kontrolliren konnten. Von der jammervollen Existenz der russischen Landgeistlichkeit wird noch die Rede sein, und es soll keineswegs verkannt werden, daß oft die bittere Not den Popen zu solchen wie andern noch schlimmern Praktiken zwang; aber wen trifft die Verantwortung? Wen anders, als diese elendeste aller Kirchen, die sich nach dem Erlöser nennt und solche Zustände duldet? Noch ein Beispiel mag zur Illustration dieser Verhältnisse genügen.

Nach dem Gesetz ist „Verführung" zum Raskol besonders strafbar. Meljnikow erzählt nun von der Praxis der geistlichen Konsistorien, diese Bestimmung dahin zu interpretiren, daß die Taufe des neugebornen Kindes durch den sektirerischen Vater als „Verführung" einer rechtgläubigen Seele zum Raskol galt. Der betreffende Vater wurde dann alsbald zum Konsistorium zitirt, und nach allerhand Vexationen pflegte das Verfahren mit einer Art Loskaufszahlung zu enden; darnach drückte die geistliche Behörde über die Existenz eines weitern Raskolnik ein Auge zu. Was war aber natürlicher, als daß Polizei und Pope in einem solchen Falle den Vorteil hatten, sobald sie früher da waren als das Konsistorium? Befriedigte der Vater sie zuerst, so hatte er alle Aussicht, daß man im Konsistorium überhaupt nichts von dem neuen Weltbürger erfuhr. Sobald jener Sektirer aber angeschrieben, also der geistlichen Behörde bekannt war, war es mit dieser finanziellen Quelle für Pope und Polizei vorüber. Dieses ist nur ein besondres Beispiel; es genügt aber, um zu zeigen, daß es mit der Zuverlässigkeit selbst der Zählung von 1852 nicht ganz genügend bestellt gewesen sein kann, denn in erster Linie waren die Kommissare doch auf die ländliche Geistlichkeit und Polizei mit den einzufordernden Auskünften angewiesen.

Viel muß entschieden auch die Befürchtung, daß die Orthodoxie bisweilen leer ausgegangen wäre, falls alle Sektirer angegeben wurden, zur Verringerung des Resultats beigetragen haben. Meljnikow selbst erzählt, daß, wenn er nicht von gewissen verdächtigen Kriterien des Sektirertums abgesehen hätte, er die ganze Bevölkerung des Transwolgagebiets Mann für Mann hätte aufnehmen müssen.

Endlich aber der Hauptgrund, weshalb die Zehnmillionenziffer fast den Thatsachen entsprochen haben kann: sie umfaßte im wesentlichen nur die Zahl derjenigen Sektirer, deren Sektirertum eben darin bestand, daß sie sich geflissentlich und aus Ueberzeugung von der Staatskirche fernhielten; von denen dagegen, die sich offiziell zu ihr hielten, daneben aber innerlich viel entschiedner außer ihr standen, den sogenannten geheimen Sektirern, hatte nur ein kleiner Teil mitgezählt werden können. Um diese Unterscheidung klar zu machen, muß etwas weiter ausgeholt werden: dabei öffnet sich ein Blick in die wahrhaft schreckliche Fäulnis der Zustände in der russischen Staatskirche.

In dem russischen Raskol sind bis vor kurzem zwei, neuerdings drei Gruppen zu unterscheiden: die altgläubigen, die geheimen und die evangelischen Sektirer. Am zahlreichsten ist die erste Kategorie, die Altgläubigen, deren Ursprung auf die Kirchenspaltung bei der Reform des Patriarchen Nikon zurückgeht. Sie nahmen damals die liturgischen Verbesserungen nicht an, trennten sich dann von der Staatskirche und spalteten sich in verschiedne Richtungen, die von schroffster Opposition bis zu halber Versöhnung mit der offiziellen Rechtgläubigkeit (den sogenannten „Eingläubigen") variiren; bei weitem die Mehrzahl hält sich von dieser aber vollständig fern. Das sind im wesentlichen die neun bis zehn Millionen Meljnikows. — Anders steht es mit den geheimen Sekten. — Ihr Ursprung liegt im Dunkeln; indes ist es nicht ganz unwahrscheinlich, daß in der That Zusammenhänge mit den ihrerseits in Beziehung zu dem altkirchlichen Gnostizismus stehenden byzantinischen Häresien bestehen, Paulizianern, Bogomilen und selbst Manichäern. Im alten Rußland treten sie sehr wenig hervor; sie scheinen sich kaum bemerkbar fortgepflanzt zu haben und sind erst seit dem vorigen Jahrhundert — dann aber auch beträchtlich — gewachsen. Sehr wahrscheinlich hat die infolge der Petrinischen Revolution entstehende Gährung viel dazu bei-

getragen, ebenso wie zur Ausbreitung und Befestigung des eigentlichen Raskols, des altgläubigen Schismas. Näheres über die religiösen Lehren der geheimen Sekten zu ermitteln, ist außerordentlich schwer; Meljnikow hat im selben Bande des Russkij Wjestnik sowie noch späterhin Mitteilungen darüber gemacht, die von Interesse sind, aber hier zu weit führen würden — jedenfalls schätzt er ihre Zahl viel zu gering, auf über hunderttausend Mitglieder. Zu ihnen gehören die berüchtigten Skopzen, die Geißler, die Wandrer, die Springer und zahllose andre Denominationen, die man häufig unter dem Gesamtnamen „Christowschtschina" zusammenfaßt. Meljnikow sagt von diesen:

In ihrem innern Wesen entfernen sie sich unvergleichlich viel mehr als irgend eine Raskolnikensekte von der Kirche; nicht nur von der Orthodoxie, sondern überhaupt vom christlichen Glauben haben sie sich losgesagt, indem sie dessen wesentlichste Dogmen entweder verleugnen oder bis zur Unkenntlichkeit entstellen.

Die Beschreibung der bekannt gewordnen Riten, Vorstellungen und Glaubenslehren dieser geheimen Sekten würde in ein solches Wirrsal von Ungeheuerlichkeit, Phantasie, offenbarer Scheußlichkeit, ekstatischer Verzücktheit und religiösem Wahnsinn führen, daß wir hier notgedrungnerweise darauf verzichten. Was aber ist das Wunderbarste dabei? Nicht etwa, daß, wie Meljnikow gleichfalls erzählt, die geheimen Sektirer „alle kirchlichen Vorschriften eifriger als die eifrigsten Orthodoxen erfüllen, zu jedem Gottesdienst in der Kirche erscheinen, viermal jährlich beichten und kommuniziren und daher als die eifrigsten und frömmsten Gläubigen gelten" —, sondern daß die orthodoxe Staatskirche anstandslos diese notorischen Nichtchristen zu ihren Angehörigen zählt,*) sie an ihrem Kultus und ihren Sakramenten teilnehmen läßt, selbst wo es ihr sehr gut bekannt ist, daß eine Person zu solch einer geheimen Sekte gehört.**) Man schaudert vor einer solchen Frivolität, die den gewöhnlichen Raskolnik, der sich innerlich in geradezu mikroskopischen Differenzen mit der Staatskirche befindet, drangsalirt, weil er offen opponirt und von den Orthodoxen sich fernzuhalten sucht, die unter Katholiken und Protestanten mit Gefängnis und Gendarmen missionirt — aber prinzipielle Verächter des Christentums in Ruhe läßt, zu sich zählt und kirchlich bedient, weil ihre Existenz nicht als offnes Getrenntsein einer religiösen Gemeinschaft von ihr, der Staatskirche, erscheint. Welch eine entsetzliche Erbärmlichkeit und Dürftigkeit aller Begriffe von Religion, welch eine widerwärtige Abgestumpftheit des einfachsten sittlichen Empfindens offenbart sich in diesen Thatsachen! Und diese Kirche hat einer ihrer Vertreter jüngst in einer polemischen Auslassung „die unbefleckte Braut des heiligen Geistes" genannt.***)

Meljnikow sagt (zum Teil sich selbst widersprechend — siehe oben), daß dies oder jenes Gebiet von allen möglichen Spielarten der geheimen Sekten wimmelte: sie wurden nicht mitgezählt; hätte man sie aber mitzählen wollen, so wären die orthodoxen Pfarrer absolut ohne Einnahmen geblieben! Also selbst ein so objektiver Beobachter wie Meljnikow findet nichts Besondres dabei, wenn er auf solche Weise über diejenigen Elemente hinweggeht, die eigentlich viel sorgfältiger hätten festgestellt werden sollen, als die Millionen Altgläubiger. Wozu aber? Gehörten sie doch nicht zur offnen Opposition und entzogen sich nicht ihrer „kirchlichen Pflicht." Und an einer andern Stelle sagt er:

Zu den geheimen Sekten gehören nicht nur Leute aus dem gemeinen Volke; ihre Anhänger finden wir nicht nur unter den Bauern und Soldaten, sondern auch unter Personen der höchsten orthodoxen Geistlichkeit, unter Generalen, Ministern, Gliedern des Reichsrats, unter Frauen und Jungfrauen der vornehmen Welt, unter Schriftstellern und Journalisten. Wir sehen, daß ebenso wie in der alten Zeit, so auch in der neuesten Gegenwart zu den geheimen Sekten reiche Gutsherrn aus den angesehensten Geschlechtern gehörten, bei denen sich zur Zelebrirung der geheimnisvollen Handlungen ihre Meinungsgenossen, darunter ihre eignen Leibeignen, versammelten ... Um die Leser mit den Riten dieser geheimen Sekten bekannt zu machen, werden wir sie nicht nur in Bauernhütten und in die Gewölbe der Kaufleute einzuführen haben, sondern auch in die Landhäuser angesehener Gutsherrn, in die Klöster, ja selbst in einen der St. Petersburger kaiserlichen Paläste.*)

Diesen Eindruck hat also ein in das Sektenwesen tief eingeweihter Mann von der Verbreitung der geheimen Sektirer. Irgend welche Schätzungsversuche über ihre Zahl machen zu wollen, ist nutzlos, da sie, wie Meljnikow selbst des öftern bezeugt, anstandslos der Orthodoxie zugerechnet werden und es zu ihrem System gehört, sich äußerlich als eifrige Anhänger der Staatskirche zu geberden. Sicher ist jedenfalls, daß ihre Zahl sehr viel geringer ist als die der offnen Schismatiker, der Altgläubigen, aber ebenso, daß Meljnikows Ziffer viel zu klein ist. Er giebt die offizielle Angabe wieder; wenn diese in demselben Verhältnis den Thatsachen entspricht wie bei den schismatischen Sektirern, so dürfte damals die Zahl der geheimen Sektirer zwischen ein bis zwei Millionen betragen haben — wie gesagt eine ziemlich willkürliche Ziffer. Den Behörden bekannt sind allein über fünftausend Skopzen — natürlich nur ein geringer Bruchteil der wirklich vorhandnen Gemeinschaft. Auf diese Leute wird aus begreiflichen Gründen seitens der Behörden ein besondres Augenmerk gerichtet. Sie sind sehr reich, und mehrmals sollen Millionen konfiszirt worden sein, wenn es der Polizei gelang, ein Nest auszuheben. Daß im übrigen das Geld sie noch öfter vor Verfolgungen schützt, ist begreiflich. Hauptsächlich dient es ihnen zu Propagandazwecken, und es sind Fälle vor Gericht bekannt geworden, daß sie für einen Proselyten bis zu 30000 Rubel zahlten.

Während die geheimen Sekten unterschiedslos in allen Ständen ihre Bekenner zählen, sind die altgläubigen auf die breite Masse des Volkes, Bauern und Kleinbürger, beschränkt. Es sind echte Russen, ja man kann wohl sagen: nach ihrer sittlichen Tüchtigkeit der beste Teil des Volkes. Es ist in Rußland eine allgemein bekannte Thatsache, daß die Altgläubigen ehrlicher und zuverlässiger sind, vor allen Dingen viel weniger dem Nationallaster des Branntweintrinkens ergeben als das „rechtgläubige Volk" — ein Beweis dafür, wie auch auf diesem Boden die Erfahrung gilt: Verfolgung um der Religion willen, und mag es sich dabei um noch so seltsame Dinge handeln, wirkt auf den gedrückten Teil versittlichend. Daß sie den Verfolger noch viel sicherer demoralisirt, braucht nicht erst betont zu werden.

P R

*) Mit Ausnahme der Fälle, wo die Kriminalbehörde einschreiten muß, z. B. bei der Selbstverstümmelung der Skopzen.

**) Frank, a. a. O., S. 355.

***) Maltzew, Propst an der russischen Botschaft in Berlin, in einer Broschüre gegen einen Aufsatz von P. Irgen in den Preußischen Jahrbüchern.

*) Frank, S. 362 f.

---

## Zum Streit über die theologischen Fakultäten

Eine längst vorhandne, aber mehr im Stillen arbeitende Bewegung war es, die jüngst in den auf Einrichtung einer freien theologischen Fakultät abzielenden Plänen von Bodelschwinghs und der Breklumer Anstalt, in den Verhandlungen und Forderungen der landeskirchlichen Versammlung, in den Thesen Sardemanns und manchen andern Erscheinungen zum Ausbruch gekommen ist. Bewegungen von solcher Ausdehnung und Tiefe sind keine Kunstprodukte; ihnen liegen wirkliche Bedürfnisse zu Grunde. Darum ist diese Bewegung eine ernste Frage zunächst für die theologischen Fakultäten selbst, um deren Bestand und Arbeit es sich handelt, mittelbar auch für Kirche und Staat.

Was hat man an den theologischen Fakultäten auszusetzen? Nicht Unwissenschaftlichkeit; als vollwertige Vertreter der Wissenschaft sind sie allgemein anerkannt, nur daß von vielen dies Wort in bezeichnende Anführungsstrichelchen gesetzt wird. Die „Wissenschaft," auf die die Fakultäten Anspruch machen, wird ihnen nicht bestritten. Aber es soll etwas andres fehlen.

Der Glaube, sagt man, fehle; es giebt so viel ungläubige Fakultäten.

Ich kann bei solchen Urteilen über den Glauben eines Andern, mag er sein, was er will, Röm. 14, 4 nicht vergessen: „Wer bist du, daß du einen fremden Knecht richtest? Er stehet oder fällt seinem Herrn; er mag aber wohl aufgerichtet werden, denn Gott kann ihn wohl aufrichten." Das Glaubensleben ist

ein so Persönliches, Innerliches, daß es einem andern gar nicht möglich ist, darüber ein Urteil zu haben. Können nicht auch die verurteilten Fakultäten mit Paulus sagen: „Mir ists ein Geringes, daß ich von euch gerichtet werde oder von einem menschlichen Tage, auch richte ich mich selbst nicht — ich bin wohl nichts mir bewußt, aber darin bin ich nicht gerechtfertigt —, der Herr ist aber, der mich richtet“ (1 Kor. 4, 3 f.)? Jedenfalls gilt auch hier die Mahnung desselben Apostels 1. Kor. 4, 5: „Darum richtet nicht vor der Zeit, bis der Herr komme, welcher auch wird ans Licht bringen, was im Finstern verborgen ist, und den Rat der Herzen offenbaren; alsdann wird einem Jeglichen von Gott das Lob widerfahren.“

Allerdings „an den Früchten sollt ihr sie erkennen.“ Die Frucht aber des Geistes ist nach biblischer Lehre nicht die Zugehörigkeit zu irgend welcher theologischen Schule, Glaubensrichtung und selbst Kirche, sondern „Liebe, Freude, Friede, Geduld, Freundlichkeit, Gütigkeit, Glaube, Sanftmut, Keuschheit“ (Gal. 5, 22). Hat man solche Früchte den theologischen Fakultäten abgesprochen? Ich wüßte nicht; den Glauben wohl, aber nicht einen Glauben, „der durch die Liebe thätig ist“ (Gal. 5, 6), sondern den „Glauben“ an gewisse Lehren, von dem doch, noch dazu, wo er den grundlegenden Lehrpunkt des Daseins eines einigen Gottes betrifft, Jakobus mit ganzer Schärfe spricht: „Die Teufel glaubens auch und zittern“ (Jak. 2, 19).

Es ist hier wieder wie immer die unglückselige Verwechslung von Glaube und Wissen, Religion und Theologie, Frömmigkeit und Kirchlichkeit, eine Verwechslung, die durch die ganze Kirchengeschichte hindurchgeht als das schleichende Gift, das am Mark des kirchlichen Lebens zehrt, in dessen Bekämpfung alle wahrhaft Gläubigen einmütig sein müssen und sein können, mögen sie auch in der Theologie, oder in der Kirchenpolitik, oder in der kirchlichen Sitte, oder in ihrem gottesdienstlichen Leben sich himmelweit von einander geschieden fühlen.

Also fort mit der Klage und Anklage, diese oder jene Fakultät sei „ungläubig!“ Gewiß, wenn wir mit einander vor dem ewigen Richterstuhl stehen werden, so wird mancher Professor der Theologie verworfen werden, aber auch ganz gewiß nicht deshalb, weil er sich hier zur „Linken“ gestellt hat, sondern der Herr selbst stellt ihn zur Linken; warum, steht Matth. 25, 41—45 geschrieben. Gott erkennen heißt von ihm erkannt werden (Gal. 4, 9); „so aber jemand Gott liebet, derjenige ist von ihm erkannt“ (1. Kor. 8, 3).

So viel denn aber in jenem Streit um die Fakultäten auf Rechnung einer falschen Gläubigkeit gesetzt werden mag, es bleiben doch Forderungen in Kraft, die ihr Recht haben und durchsetzen müssen; es liegen Notstände vor, die erkannt werden müssen, damit man ihnen abhelfen kann.

Es ist doch viel Richtiges in dem Sardemannschen Vorschlage, einen Studentenseelsorger anzustellen. Denn in der That liegen für Studirende — aber nicht bloß für die der Theologie, ja für die andrer Fakultäten eher noch mehr — Gefahren vor, die eine besondre Seelenpflege nötig machen.

Innerlich nicht gefestigt, von Hause aus nicht mit Schätzen religiösen Glaubens und sittlichen Halts ausgestattet, bedarf ein junger Mann, der der akademischen Freiheit nicht gewachsen ist, einen Halt. Da sind zunächst Gefahren der Großstadt. Den Universitäten in Berlin, Leipzig und andern großen Orten sind schon durch die örtlichen Verhältnisse ganz besondre Aufgaben gestellt. Ich weiß, daß ein junger Theologe in Leipzig an einen Studentenmittagstisch geriet, von dessen elf Teilnehmern neun gar kein Hehl daraus machten, daß sie mit Dirnen unzüchtigen Verkehr hatten, darunter auch ein Theologe. In kleinern Universitätsstädten fehlt vielleicht diese Versuchung; dafür herrscht dort mitunter ein solcher Zwang eines verlockenden Verbindungslebens, daß es dem Einzelnen schwer wird, sich diesen Einflüssen zu entziehen. Hier giebt es für die Fakultäten ernste Aufgaben, denen sie sich nicht gewachsen zeigen. Es handelt sich nicht um Gesetze, auch nicht um Anstellung eines Studentenpastors, sondern darum, daß die Dozenten wirklich Freunde und Seelsorger ihrer Zuhörer werden. Dafür reichen die Vorlesungen, in denen der Dozent nur giebt,



der Zuhörer nur schweigend aufnimmt, nicht aus; die persönliche Berührung in der Arbeitsgemeinschaft der Seminare müßte ganz anders in den Mittelpunkt treten. Das hat schon Theremin gefordert; aber noch immer verschwinden die zwei Stunden Seminar hinter zehn Stunden Privatvorlesung. Freilich — ein Punkt, der in der Praxis wichtig ist — die Seminare werden unentgeltlich gehalten, für die Privatvorlesungen erhält der Dozent Honorar. Es würde eine einfache, aber tief einschneidende Maßregel sein, wenn durch Sitte oder Vorschrift künftig nur die Seminare, aber nicht Vorlesungen honorirt würden.

Aus solcher Arbeitsgemeinschaft, in der nicht bloß die Zuhörer ihren Lehrer, sondern der Dozent auch seine Schüler kennen lernte, würde sich von selbst entwickeln, was nicht minder notwendig ist als die Gemeinschaft der Arbeit, und was sich sonst nur schwer verwirklichen läßt: die Gemeinschaft der Geselligkeit und freundschaftlichen Verkehrs. Gewiß, der Student hat Zutritt zu seinem Dozenten; aber wagt er es im allgemeinen zu kommen, ohne eingeladen zu sein? Gewiß, er wird eingeladen, aber ist der übliche Name für solche Einladungen: „Abfütterung,“ denn bloße Verleumdung? Ich glaube über diesen Punkt ziemlich genau unterrichtet zu sein, da die Kandidaten des meiner Leitung unterstellten Predigerseminars auf fast allen deutschen Universitäten studirt haben, und die Frage des Verkehrs mit ihren Dozenten häufig zur Sprache kommt. Da muß ich denn leider sagen, daß es meiner Kenntnis nach in ganz Deutschland nur eine einzige theologische Fakultät giebt, in der die Mehrzahl der Dozenten mit ihren Schülern in regem persönlichen Verkehr steht;*) anderswo sind es immer nur einzelne Dozenten, die sich ihren Zuhörern auch als Menschen widmen. Das ist keine Anklage, denn nicht jeder ist ein Tholuck oder Beck, und der Einzelne vermag, wenn ihm nicht ein besondres Charisma gegeben ist, nicht sich über die Gesamtsitte zu erheben; aber eine Klage, und eine berechtigte Klage ist es allerdings. Und durch die erwähnte Einrichtung wäre so leicht geholfen, wenigstens die Hilfe angebahnt!

Auch an der rechten Anleitung zum Studium fehlt es meistens. Wir haben zwar Vorlesungen über Encyklopädie; aber erstlich wissen nicht alle Anfänger, was das ist, und daß es sie angeht. Zweitens erstreckt sich die Vorlesung durch das ganze Semester hindurch; ehe es zu praktischen Ratschlägen kommen kann, ist das erste Semester fast beendigt und — verloren. Warum denn nicht die hodegetische Vorlesung eine Woche vor Beginn der übrigen Vorlesungen, zu einer Zeit, wo ja die „Füchse“ schon regelmäßig zugegen sind, in täglich zwei bis drei Stunden halten? Daß die jungen Leute gern kommen, und daß sie viel Gewinn davon haben werden, ist gar kein Zweifel; die Erfahrungen des Herborner hodegetischen Kursus beweisen das.

Sodann müssen die jungen Theologen von vornherein ordentlich in das Bibelstudium hinein. Die statarische Exegese reicht dafür nicht aus; zunächst muß durch kursorische Lektüre ein Ueberblick gewonnen werden. Auch das ist einfach genug zu erreichen. Die nassauischen Theologiestudirenden, die ein kirchliches Stipendium beziehen, müssen seit einigen Jahren nach ihrem zweiten Studiensemester ein Tentamen im fließenden Uebersetzen der Genesis, der leichtern Psalmen und des gesamten Neuen Testaments, in hebräischer und neutestamentlich-griechischer Grammatik und in einem Ueberblick über den Inhalt der Bibel ablegen, wenn sie ihr Stipendium noch weiter gewährt erhalten wollen. Der Erfolg ist recht günstig. Man treibt diese Studien zunächst des Stipendiums halber, sehr bald aber aus wirklicher Freude an der Schrift. Sollte Aehnliches nicht auch anderswo möglich sein?

Examina und Stipendien sind ein Machtmittel, das leider noch vielfach verkehrt angewandt wird; das ist ein weiterer Beschwerdepunkt, der Berücksichtigung und Abhilfe verlangt. Wir reden von akademischer Freiheit und Freiheit des Studiums.

---

*) Ich halte es doch für richtig, die Universität, die der Herr Verfasser meint, zu nennen, obwohl ich ihn eben vor Schluß der Redaktion nicht mehr um die Erlaubnis dazu bitten kann. Es ist Straßburg. D H

Aber thatsächlich ist durch die Stipendien, die an bestimmte Orte gebunden sind, und durch die theologischen Examina, die unter Mitwirkung bestimmter Dozenten abgehalten werden, diese Freiheit gerade nach ihren guten Seiten hin völlig illusorisch gemacht. Studentische Freiheit ist nicht die Freiheit zu bummeln, sondern die, sich die Studien einzurichten nach freier Wahl und innerer Ueberzeugung. Nach dieser Richtung hin sind die Verhältnisse in Nassau wirklich ideal; ich darf sie rühmen, denn ich habe sie vorgefunden und nicht selbst geschaffen. Die nassauischen Theologen dürfen in ganz Deutschland studiren, wo sie wollen, nicht bloß in Preußen. Nichts hindert sie, und ihre Stipendien, soweit sie solche aus kirchlichen Fonds beziehen, werden ihnen überall hin gegeben; ihr Examen haben sie vor keinem Universitätsprofessor abzulegen; und daß für Examen oder Anstellung es irgendwie von Wert sein könnte, diese Fakultät besucht oder jene gemieden zu haben, dieser Gedanke ist, glaube ich, wohl noch nie einem unsrer jungen Leute gekommen, und mit Recht, denn sie bleiben wegen ihrer Wahl der Fakultät, der Vorlesung und des Dozenten völlig unangefochten. Von dieser Freiheit wird denn auch ausgiebig Gebrauch gemacht. Ein jeder studirt, wo er will. Oft finds äußere Gründe, die die Studirenden hier- oder dorthin führen, nicht selten doch aber gerade die Ueberzeugung, bei dieser oder jener Richtung, bei diesem oder jenem Dozenten finde man allein oder doch vor allem, was man sucht. So wünschte ich es überall; denn nur so ist ein wahrhaft freies, freudiges, aus Ueberzeugung hervorgehendes Studium möglich; und so hat niemand Anlaß zum Klagen. Ein „Fall Harnack" wäre in Nassau unmöglich; wer zu Harnack kein Vertrauen hat, braucht ja nicht bei ihm zu hören, und wer Luthardt nicht glaubt, braucht ebenso wenig zu Luthardt zu gehen; wer vom Vater oder von seinem Religionslehrer her oder aus innerer Neigung in der Richtung der Erlanger Theologie sich bewegt, geht ungehindert nach Erlangen und bleibt vielleicht seine ganze Studienzeit dort, und wem es Herrmann angethan hat, der setzt sich ebenso ungehindert zu dessen Füßen. Ueberzeugung wächst nur in der Freiheit. Darum alles fort, was die Freiheit des Studiums stören könnte! Studirende dürfen nicht mehr gegängelt werden. Sorgt für fromme Eltern und für fromme Lehrer im Gymnasium, die den noch unreifen Knaben die Anfangsgründe einer aus dem Glauben hervorgehenden Weltanschauung übermitteln; hier kann und muß eingesetzt werden. Aber den erwachsnen Jüngling, der frei wählen soll, beschränkt auch nicht in der Freiheit, denn das bewirkt nur das Gegenteil. Also, so weit möglich, Beseitigung der Bindung der Stipendien an die bestimmte Universität, und Beseitigung des Examenzwangs, dies etwa durch die Anordnung, daß zwar die Fakultät, einschließlich der außerordentlichen Professoren, das erste theologische Examen abhält — das ist doch das Entsprechendste —, aber die Prüfung nur bei einer Fakultät abgelegt werden kann, bei der man nicht studirt hat, damit die volle Freiheit und die volle Objektivität des Urteils gesichert ist.

Doch wird nicht die Einheitlichkeit der Provinzial- oder Landeskirche bedenklich gesprengt werden, wenn in dieser Weise von den verschiednen Universitäten her die verschiednen Richtungen unter die Geistlichen kommen? An diesem Einwurf ist Wahres und Falsches zugleich. Falsch und kein protestantisches Ideal ist die Uniformirung der theologischen Anschauung. Auch die Kirche braucht Individuen, nicht Exemplare. Warum soll, was die große Welt bewegt, nicht auch in den kleinern kirchlichen Kreisen in entsprechender Verjüngung sich wiederfinden? Muß denn notwendig Mecklenburg eine Burg der Orthodoxie, Thüringen eine solche des Freisinns sein? Das lebendigste Regen der Kräfte ist dort, wo die Unterschiede lebendig aufeinanderstoßen und die Gegensätze sich ausgleichen.

Freilich, ausgleichen müssen sie sich, nicht einander verzehren. Und da würde es allerdings eine Gefahr sein, wenn von Fakultäten mit geschlossener Haltung hervorgegangne richtungsfeste Theologen ohne gegenseitige Berührung mit ebenso standpunktsfreudigen Theologen andrer Richtung im praktischen Amt mit seinen durch mangelhafte Organisation und durch menschliche Schwäche so wie so reichlich gegebnen Anlässen zu Mißverständnissen und Reibungen aufeinander stoßen. Diese Gefahr aber ist leicht zu vermeiden, wie ebenfalls ein Beispiel zeigt, das ich in Nassau vorgefunden, nicht geschaffen habe, und das ich deshalb ohne Scheu rühmen darf. Unsre nassauischen Theologen haben als Gegengewicht zu ihrem völlig freien Universitätsstudium das obligatorische Jahr im Herborner Predigerseminar, während dessen nicht bloß die gemeinsame Arbeit sie vereinigt, sondern, was mindestens ebenso wichtig ist, die frei gewollte Gemeinschaft des Verkehrs. Hier ändert nur selten jemand noch die meist schon früher vorgezeichnete und auf der Universität mit Bewußtsein eingeschlagne Richtung, und kein Lehrer und kein Mitgenosse, der sich an Röm. 14, 5 hält, wird darauf hinzuarbeiten auch nur versuchen. Aber im gegenseitigen Austausch kommt man sich näher und lernt sich, wenn nicht verstehen, so doch wenigstens persönlich achten. Der Erlanger, der herkommt und meint, mit einem Anhänger Herrmanns könne man wohl auf der Bierbank zusammensitzen, aber nicht als Theologe und als Christ zu thun haben, findet bald, daß, was die Richtungen trennt, doch gering sei im Vergleich zu dem, was sie verbindet, und der Straßburger, der mit der Ueberzeugung herkommt, ein Anhänger Franks sei entweder ein Dummkopf oder ein Heuchler, überzeugt sich sehr bald durch die Berührung mit dem erstern, daß sein Urteil nichts war als ein Vorurteil. Was unsrer gesamten Theologenschaft so not thäte, daß sie nicht bloß im Innern der Partei zusammenkommt, sondern daß möglichst viele und mannigfaltige Gelegenheiten zu persönlichem Berühren und Ausgleichen über die Grenzpfähle der Partei hinaus geschaffen und benutzt werden, findet sich wenigstens für die Kandidaten verwirklicht in dem obligatorischen Seminarjahr.

Wie viel wäre überhaupt noch aus dem Predigerseminar zu machen, wenn es wie in Hessen (Friedberg) und im Konsistorialbezirk Wiesbaden, dem ehemaligen Herzogtum Nassau, (Herborn) obligatorisch für alle Kandidaten einer Kirchenprovinz wäre. Dem Staat die Fakultät, der Fakultät die freie Zuwahl ihrer Mitglieder, der Provinzialkirche ihr obligatorisches Predigerseminar mit dem Recht der Habilitation — wäre dies Programm ausgeführt, wie viel Streit um die Grenzen der Befugnisse von Staat und Kirche, wie viel Klagen innerhalb der Fakultäten selbst über ministerielle Vergewaltigung, wie viel Anklagen seitens der kirchlichen Organe, daß in der Vorbildung der künftigen Pfarrer die kirchlichen Interessen nicht genügend vertreten seien, wie viel Not um im kirchlichen Leben feststehende und großgewachsene und dennoch echt wissenschaftliche Dozenten der Theologie wären damit auf einmal beseitigt! Zimmer

---

## Pfarrer und Lehrer

*Ein Idyll aus einer badischen Gemeinde*

Aus Baden geht uns von zuverlässiger Seite folgender Bericht zu, dem weitere Mitteilungen folgen werden.

In der badischen Presse macht gegenwärtig eine interessante Angelegenheit Aufsehen. Es ist dies der von dem ultramontanen Beobachter sogenannte „Fall Rombach," der zuerst von der Badischen Landeszeitung aufgegriffen, nunmehr in allen Blättern des Landes besprochen wird. Mag die Darstellung in dem nationalliberalen Blatte auch eine einseitige sein, so sind doch immerhin die geschilderten Verhältnisse charakteristisch genug für unser Badner Land und verdienen deshalb Beachtung in den weitesten Kreisen. Der Fall Rombach ist nach der seit acht Tagen vorliegenden und noch keineswegs widersprochnen Darlegung, wie ihn Rechtsanwalt Dr. Rombach in Offenburg giebt, folgender:

Aus Anlaß eines Streits, den der Pfarrverweser von St. Roman mit dem dortigen Lehrer wegen angeblich ungenügender Leistungen dieses als Organisten hatte, suchte der Pfarrverweser den Lehrer sowohl von der Kanzel herab als auch in den Blättern auf alle mögliche Weise zu quälen. Als

der Lehrer infolgedessen seinen Dienst als Organist niederlegte, wurde er auf Beschwerde des Pfarramts zu dessen Weiterbesorgung angewiesen, und gleichzeitig reichte der Pfarrverweser gegen den Lehrer eine Klage ein, weil er „unsittliche Bilder" in seinem Schulzimmer aufgehängt habe. Diese unsittlichen Bilder waren Figuren auf einem Wandkalender, der seinerzeit dem Lehrer als Beilage zu einem praktischen Wegweiser für Feldlandwirtschaft zugesandt worden war und zudem nur zu einer Zeit in der Schule hing, wo diese geschlossen war. Mit Recht berief sich der Lehrer auf die vollständige Harmlosigkeit der Bilder, er würde sie ja sofort entfernt haben, wenn ihn der Pfarrer darauf aufmerksam gemacht hätte: „was ist denn das Christusbild am Kreuze und der Leichnam Jesu im Schoße der Mutter Gottes, wenn die Kalenderbilder unsittlich sein sollen." Diese allerdings in solchem Zusammenhang nicht recht verständliche Stelle erregte den heftigen Zorn des Oberschulrats, und ein ernster Verweis an den Lehrer war die Folge davon. Damit gab sich indessen der Geistliche nicht zufrieden; bei einer Beerdigung bezeichnete er vor überfüllter Kirche den Lehrer als einen gedächtnisschwachen, unaufrichtigen, unehrenhaften, charakterlosen, gesetzwidrigen, leidenschaftlichen Menschen und bekräftigte diese an und für sich schwere Beleidigung einige Tage darauf mit den Worten in der Kirche: „einen elendern und miserablern Menschen, als der hiesige Hauptlehrer Kunz ist, habe er noch nie vor Augen gehabt." Nach der Predigt meinte er freilich, damit ihn der Lehrer nicht verklagen könne, so wolle er noch bemerken, daß er nicht gerade die Person des Lehrers als miserabel erklären wolle, sondern nur sein Benehmen im Organistenstreit und sein Orgelspiel. Alle diese Aeußerungen teilte der Lehrer dem Oberschulrat mit und bat um Strafantrag. Allein er erhielt keine Antwort. Am 6. März erklärte sodann der Pfarrer aus einem besondern Anlasse: „einen Organisten, wie der hiesige Lehrer, der unfähig ist, die vorgeschriebnen kirchlichen Gesänge einzuüben, zu leiten, und der dies auch nicht mag, den können wir nicht gebrauchen," eine Aeußerung, die die Gemeinde mit lautem Gelächter aufnahm. Auch hiervon machte der Lehrer der Oberschulbehörde Anzeige, allein diese schwieg sich wiederum aus. Am Sonntag den 10. März sodann donnerte der Pfarrer über eine Viertelstunde von der Kanzel herab gegen den Lehrer; er nannte ihn den größten Gotteslästerer, den wahren Wolf im Schafspelz und fügte all seinen Schmähungen den frommen Wunsch hinzu: möchte doch bald die letzte Stunde für ihn geschlagen haben. „Er ist ein falscher Prophet, ein unsittlicher Mensch." Mit diesen Worten schloß er seine neuen Ausfälle gegen den Lehrer, und als ihm dieser zurief, daß er sich diese Beleidigungen in der Kirche verbitte, und daß ihn der Pfarrer, wenn er etwas gegen ihn habe, bei seiner Behörde verklagen möge, der Pfarrer nachher höhnisch bemerkte: „der kann von Gericht zu Gericht springen, der bekommt nirgends Recht," machte der Lehrer wiederum dem Oberschulrat Mitteilung. Aber auch jetzt blieb eine Antwort aus. Dagegen wurde nun auf Anzeige des Geistlichen bei der Staatsanwaltschaft, in der er um Versetzung des Lehrers bat, die gerichtliche Untersuchung gegen den Lehrer eingeleitet, dieser aber, weil er gewissermaßen imstande der Notwehr gehandelt habe, vom Landgericht Offenburg außer Verfolgung gesetzt. Wiederum sah sich die Oberschulbehörde auf eine Anfrage des Lehrers, ob sie nun Klage wegen Beleidigung erhoben habe, da er sonst Privatklage erheben müsse, zu keiner Antwort bemüßigt; dagegen erhielt der Lehrer von der Staatsanwaltschaft in Offenburg die Nachricht, daß ihm Privatklage überlassen bleiben müsse. Nun endlich brach die Oberschulbehörde ihr Schweigen. Durch das Bezirksamt in Wolfach wurde dem Lehrer ein Erlaß des Oberschulrats mitgeteilt, wonach der Geistliche vom erzbischöflichen Ordinariat in Freiburg einen strengen Verweis erhalten habe; zugleich aber wurde die Erwartung ausgesprochen, daß der Lehrer zur Vermeidung weiterer Störungen seine angestrengte Privatklage nicht weitertreiben werde. Zudem erhielt dieser auch noch wegen seines Benehmens gegen den Pfarrverweser einen strengen Verweis und zugleich die Mitteilung, daß man in Bälde seine Entfernung auf dem in § 48 des Elementarunterrichtsgesetzes vorgesehenen Wege



herbeiführen werde. Dieser Paragraph verlangt die Versetzung in den einstweiligen Ruhestand. Der Lehrer erklärte, daß er die Klage nicht zurücknehme, zeigte auch zugleich den Rekurs gegen jene Verfügung des Ministerums an. Infolgedessen erhielt er vom Oberschulrat einen weitern Erlaß des Inhalts, daß wohl eine dienstliche Verpflichtung zur Zurücknahme der Klage für ihn nicht bestehe, daß er aber, wenn etwa durch die gerichtliche Verhandlung das bestehende Mißverhältnis eine Verschärfung erfahren sollte, die Folgen hiervon sich selbst zuzuschreiben habe. Daraufhin mußte sich nun der Lehrer wohl oder übel entschließen, die Klage zurückzuziehen.

So liegt der Fall nach den Darstellungen des Rechtsanwalts Dr. Rombach in Offenburg, der das Material für seine Schilderung nur aus den Akten gesammelt haben will. Wir haben oben darauf hingewiesen, daß seine Darstellung wohl eine etwas einseitige sein werde, und es scheint denn auch, als ob die Person des Lehrers, der bei ihm nur die Rolle eines Märthyrers spielt, durchaus keine ganz reine und einwandsfreie ist. Indessen darf hierbei einmal gesagt werden, daß die Oberschulbehörde, falls sich ihm wirklich sittliche Defekte gravirender Art hätten nachweisen lassen, schon lange für Entfernung des Lehrers aus der Gemeinde hätte sorgen müssen, und sodann ist mit allem Nachdruck darauf hinzuweisen, daß für die unqualifizirbare Art und Weise, wie der Geistliche den Lehrer behandelte, die Kirche, als die Stätte des Friedens, der ungeeignetste Platz war, ja daß der Geistliche mit seinen Tiraden gegen den Lehrer weit mehr den Vorwurf eines öffentlichen Aergernisses verdient als der Lehrer, wenn auch sein Lebenswandel zu Beschwerden Anlaß gab. Sodann aber, und das ist doch charakteristisch für die ganze Sache: die Oberschulbehörde sieht diesen, gelinde gesagt unliebsamen Vorgängen lange Zeit stillschweigend zu; sie fühlt nicht das Bedürfnis, hier so oder so Abhilfe zu schaffen; am allerwenigsten aber denkt sie daran, dem Geistlichen durch seine Vorgesetzten einschärfen zu lassen, was seines geistlichen Amtes Pflicht und Aufgabe ist. Und als sie nun doch endlich, genötigt durch die Verhältnisse, eingreift, da geschieht es in der denkbar plumpsten Weise, und am Ende zwingt sie den Lehrer durch eine gänzlich ungerechtfertigte Drohung zur Zurücknahme seiner Klage.

Die nächstliegende Frage ist nun die: Was sagt die ultramontane Presse zu diesem Fall? Zunächst befolgt sie das Prinzip der badischen Oberschulbehörde und schweigt sich vollständig aus. Und dann, erst nach acht Tagen, sieht sich der Badische Beobachter bewogen, der Sache in einem Leitartikel etwas näher zu treten. Dabei macht er sich die Sache höchst bequem. Er registrirt zuerst alle Auslassungen der nicht-ultramontanen Blätter über diesen Fall, knüpft daran etliche bissige Schmähungen, und überrascht dann den Leser auf einmal mit der Entdeckung, daß eigentlich nicht der badische Oberschulrat, sondern der Verfasser jenes Artikels, der Rechtsanwalt Dr. Rombach, es sei, dessen Benehmen man verurteilen müsse — weil er nicht berechtigt gewesen sei, aus den Akten derartige Mitteilungen zu machen! Selbst wenn man ihm solches zugeben wollte, wird dadurch die Handlungsweise der Oberschulbehörde eine andre, eine weniger zu tadelnde? Den Herren vom Zentrum ist die Sache offenbar sehr unbequem, allein mit solchen dialektischen Kunststückchen schaffen sie die Sache nicht aus der Welt. Man wartet von Tag zu Tag auf eine öffentliche Rechtfertigung der Oberschulbehörde, man hält diese für um so notwendiger, als die Zeit der Landtagswahlen herannaht, und die Behörden deshalb gut daran thäten, zwischen sich und den einzelnen Parteien reinen Tisch zu machen!

---

## Die Perlenschnur

Er hatte sie selbst zusammengestellt, der sinnreiche stille Herr, den sie alle so lieb hatten. Es war eine sonderbare Perlenschnur. Ich wette, ihr haltet es für unmöglich, was ich von ihr erzähle, und dennoch ist es wahr.

Jede dieser Perlen war einst durchsichtig gewesen und hatte ein Stücklein umgebender Welt abgespiegelt. Ihr wißt

doch, daß alle Dinge, organische wie unorganische, ihr Gesetz in sich haben?

— Wir haben davon gehört.

Glaubt ihr mir, was ich von dem Lebensgesetz der Perlen erfuhr? Es war ihnen gegeben, die bunten Bilder solange wechselnd zu spiegeln, bis ein in seiner Art vollkommnes Bild in sie fiel. Sowie das geschah, blieb das Bild stehen und ward nicht wieder verdrängt. Der freundliche Mann, der diese Eigenschaft der Perlen entdeckt hatte, war hinausgezogen auf das Meer, in dessen tiefsten ruhigsten Gründen sie wachsen, das Meer, das sich von Norden nach Süden und von Osten nach Westen erstreckt, und das die Gelehrten das Mare vitae magnum nennen; da hatte er sie gefischt. Wo er hinkam im Leben, nahm er die Perlen mit, einige versteckte er im Besuchszimmer, einige im Garten, einige am Strande, einige im Klublokal, einige trug er bei sich. Von Zeit zu Zeit besah er die ausgesäten Perlen, und wo eine ein Bild gefangen hatte, da nahm er sie mit und reihte sie an seine Schnur.

Nein, was war das für eine bunte Schnur! und doch auch nicht bunt, denn alle hatten sie ihr Bild in denselben eigentümlich weichen, milden, fast schwermütigen Glanz versenkt.

Der Eindruck, den die Schnur auf die machte, die sie betrachteten, war sehr verschieden. Die einen versenkten sich so in ihr Anschauen, daß sie ganz träumerisch wurden. Andre weinten. Einige benutzten sie als Rosenkranz; sie beteten, während die Perlen vor ihren Augen vorüber durch ihre Finger glitten. Andre verglichen sie unter einander, indem sie lobten oder tadelten. Das waren die Kritiker. Kritiker sind gewisse unausstehliche Leute, die, als sie noch klein waren, Spaßverderber hießen. Manchen gefiel der weiche Schmelz nicht. Für manche wieder waren die Farben noch immer zu grell. Manche klatschten in die Hände, sprangen auf und gingen fröhlicher an ihre Arbeit. Diese gefielen mir am besten, wenn ich auch gestehen muß, daß sie mitunter die waren, die den Glanz zu gedämpft und schwermütig fanden.

Einmal hatte einer von denen, die vergleichen, einige Perlen gefunden, die ihm fälschlich auf die Schnur gezogen schienen. Sie stören den Eindruck, sagte er. Denn diese hier sind rissig, und jene dort zu klein. Auf den rissigen ist das Bild unverständlich geworden, und auf den andern sind die Züge nicht recht zu erkennen!

Undankbar und unverschämt, wie er war, sagte er es dem Besitzer. Der sah ihn freundlich an und sprach zu ihm: Und doch war das Bild so wunderschön! Ich gebe die Erinnerung an das Bild nicht um vieles!

Ich glaube Ihnen das gern, verehrter Herr, sagte der Kritiker. — Kritiker sind unausstehliche Menschen. — Aber weshalb reihen Sie auch diese Perlen in die schöne Schnur ein?

Da lächelte der Herr der Perlen und sagte: Strengt Euch nur an und ratet ein wenig, das wird Euch nicht schaden!

Dieses Gespräch wurde vor Zuhörern geführt. Und aus deren Munde hörte ich Folgendes:

Superbus: Er ist doch hochmütig, daß er verlangt, wir sollen uns über seine Perlen den Kopf zerbrechen.

Gratus: Er ist doch freundlich, daß er uns erlaubt, seine Perlen zu betrachten.

Idealis und Realis urteilten noch kürzer:

J.: Er ist ein Idealist.

R.: Er ist ein — Aphorismenschreiber.

* * *

Diese Geschichte las ich in Hermann Oesers Lebensspiegelungen, die den Titel führen: „Vom Tage, vom heute gewesenen Tage.“*) Da aber Oeser vergessen hat, sie drucken zu lassen, hole ich sein Versäumnis hiermit nach. Vs

*) Hermann Oeser, Vom Tage, vom heute gewesenen Tage. Zweite, neu bearbeitete Auflage. Basel, R. Reich, 1895. 2 Mk. Das 1888 in erster Auflage erschienene Buch ist durch viele Ausscheidungen und wertvolle Neuheiten ein völlig andres geworden.



# Bücher und Schriften

**(Theologisches Jahrbuch)** auf das Jahr 1895. Herausgegeben von J. Schneider, Pfarrer in Elberfeld. VIII, 400 S. Gütersloh, Bertelsmann. 2,40, geb. 3,60 Mk.

Das „Theologische Jahrbuch“ (auch unter dem Titel: Des Amtskalenders für evangelische Geistliche zweiter Teil) wurde nach dem Tode seines bisherigen Herausgebers, Pfarrer R. Schneider zu Bad Lippspringe, im vorigen Jahre zum erstenmal von dessen Sohne herausgegeben, der sich mit andern Geistlichen zusammengethan hat. Die Anlage des trefflich orientirenden Buches ist diesmal gegen das Vorjahr nicht verändert worden. Einige Abschnitte sind hinzugekommen, so in der kirchlichen Statistik die über: Uneheliche Geburten; Statistik der Predigerseminare; die Zahl der Schankwirtschaften; die Konfession der Reichstagsabgeordneten; die Sekten in Deutschland; die Zahl der Sonntagsschulen. Auch ein Litteraturbericht, der im vorigen Jahrgang fehlte, ist wieder hinzugefügt. Dagegen ist das Kapitel über die kirchlichen Vereine, wir wissen nicht warum, weggefallen. Der Umfang ist von 355 auf 400 Seiten gewachsen. Dem Ganzen ist ein von Superintendent Baersch in Driburg verfaßter Aufsatz „Ueber die Grenzen der religiösen Toleranz“ vorangeschickt. Das Kapitel Heidenmission hat Pfarrer Schöner zu Dottenheim in Bayern, das über die Mission in Israel Pfarrer Lic. de le Roi zu Elberfeld und das über die innere Mission Hofprediger Schneider in Koesfeld bearbeitet. Im Kapitel über die neuere kirchliche Gesetzgebung sind die Kirchengesetze und allerhöchsten Verordnungen in kirchlichen Angelegenheiten, sowie die Erlasse der Konsistorien und sonstiger kirchlichen Behörden, endlich die Entscheidungen der höchsten Gerichtshöfe, soweit sie das kirchliche und praktische Gemeindeleben berühren, in übersichtlicher Zusammenstellung dargeboten. Wir empfehlen das Jahrbuch allen denen, die mit kirchlicher Statistik im weitesten Sinne sich beschäftigen oder beschäftigen müssen. G Kr

**(Choralbuch)** im Anschluß an das evangelische Gesangbuch für Rheinland und Westfalen von G. H. Witte. Essen, Baedeker, 1895. Gebunden 6 Mk.

„Ein gewagtes Unternehmen — nennt es der Verfasser —, mit den verschiednen gleichem Zweck dienenden neuen Choralbüchern noch in den Wettbewerb um die Gunst der Organisten und Choralfreunde einzutreten.“ Indessen dürfte das Maß der — zumal der ersten Neuerscheinung auf diesem Gebiete zugewandten Gunst doch ein ziemlich bescheidnes sein. Die in ihr wiederaufgenommene puritanische Einfachheit und Nüchternheit des alten Satzes, die gewiß großen historischen Wert und für den Kenner hohes Interesse hat, erwies sich doch für das Ohr der großen Mehrzahl unsrer Gemeindeglieder als viel zu spröde. Somit darf ein neues Choralbuch, das deren Wünschen Rechnung trägt, immer noch auf viele Freunde rechnen. In dem vorliegenden Werke sind Härten in der Harmonisirung geflissentlich vermieden und ist, wo es geboten schien, der Satz in einer hie und da an Bach erinnernden Weise etwas reicher ausgestattet. Doch dürfte in der Anwendung der Mollakkorde innerhalb der Durmelodien das rechte Maß zuweilen überschritten sein; in „Ein feste Burg“ ist das besonders störend. Vielfach ist diese Erscheinung dadurch veranlaßt, daß alle innerhalb derselben Strophe wiederkehrenden Melodiezeilen durchweg eine neue Harmonisirung erfahren haben, was gewiß mancher Musikfreund dankbar begrüßen wird. Daß jedem Choral (neben Ueberleitung und Schluß) eine kurze aus vier bis sechs Takten bestehende Einleitung beigefügt ist, sowie der auch für das Klavier berechnete Satz der im Anhang befindlichen Lieder, der auch einen zweistimmigen Gesang der Lieder gestattet, wird dem Choralbuch vor andern einen Platz beim Gebrauch für Schul- und Hausandachten sichern. Eine kurze Darstellung der Entwicklung des Choralgesangs von Pfarrer Brüggemann in Kettwig dient zur Einleitung des Buchs. Fr D

**(Das Vaterunser)** ist das Gebet, vor dem die meisten Menschen, mögen sie auch sonst dem Christentum sehr ablehnend gegenüberstehen, eine unwillkürliche Ehrfurcht haben. Leider wird es oft als eine bloße Gebetsformel behandelt und ohne genügendes Nachdenken gebetet. Auch ist für jeden, der nicht warm im Christenglauben ist, sein Inhalt und seine Sprache fremdartig. Darum ist jede Anleitung, wie man das Vaterunser mit rechtem Verstand beten soll, wenn sie anders einfach, volkstümlich und praktisch ist, mit Freuden zu begrüßen. Wir können uns in dieser Hinsicht gegenseitig gar nicht genug helfen und fördern. Dazu kommt, daß die meisten, denen in Schule und Konfirmandenunterricht das Verständnis des Vaterunsers nahegebracht ist, leider es in wenigen Jahren wieder verloren haben, sodaß eine Erneuerung dieses geistigen Besitzes ihnen sehr notwendig ist. Nun giebt es neben Luthers Erklärung mancherlei schöne und praktische Schriften über das Vaterunser. Zu diesen dürfen wir auch das kleine Schriftchen des Chemnitzer Pfarrers Adolf Rohde rechnen, das in Leipzig bei Fleischer 1895 erschienen ist (15 Pfge.) und auf acht Seiten eine Fülle von Gedanken bietet, die nicht alle neu, aber alle gut sind. Das Schriftchen eignet sich zur Massenverbreitung, insonderheit zur Verteilung an Konfirmanden, Konfirmirte und Leidtragende. W B

**(Ein Zeugnis für die Wahrheit des evangelischen Glaubens)** nebst Beleuchtung des religiös-sittlichen Lebens der Gegenwart in Thesenform. Von H. Schröder, Lehrer. Parchim, 1894. 50 Pfge.

Eine höchst wichtige Aufgabe für uns ist es, die Volksschullehrer für eine lebendige Auffassung des Christentums zu gewinnen. Bei dem außerordentlich großen Einfluß, den gerade sie auf die Erweckung oder die Abstumpfung des religiösen Gefühls ausüben, ists dringend geboten, sie aus der Dumpfheit ihrer alten unterrichtlichen Ausbildung in der Religion, die sich oft in starrem Dogmatismus und

ormalismus erschöpft, hinauszuführen zu einem Glauben, der, allein n Jesu Christo wurzelnd, Leben und Kraft ist. Sicher ist bisher viel u wenig geschehen, den Ertrag der wissenschaftlichen Forschung in den etzten Jahrzehnten der Lehrerwelt zu vermitteln. Die Lehrer dürsten, ünkt mich, nach einem tiefern Verständnis des Christentums, sie wollen inaus über die rein äußerliche Aneignung, um Jesum Christum in en eignen Herzenstiefen zu erleben.

Ein Beweis dafür ist mir auch das oben genannte Schriftchen. ier redet ein Lehrer, dems offenbar zu eng geworden ist in den alten ormen, der sich durchringen möchte zu einem Glauben, der das Mark es Lebens auch einem Kinde des neunzehnten Jahrhunderts sein kann. Wir haben die ernsteste Pflicht, solchen Männern zu helfen. Denn eine ewisse Unklarheit, ein noch unsicheres Tasten verleugnet auch dies chriftchen nicht. Manche Behauptung ist in ihrem Kern schwer faßbar, inter manchem abgegriffnen Wort fehlt der schlichte Gedanke, manche hese, wie die über die Schulbibel — die gänzlich verworfen wird —, eht in grellstem Gegensatz zu andern Thesen. Beschränkung im Stoff, afür mehr Vertiefung und größere Deutlichkeit wäre gut gewesen. mmerhin verdient das Schriftchen als Symptom des auch in der viel= eschmähten Lehrerwelt vorhandnen Sehnens nach einer Religion lebens= oller Innerlichkeit Beachtung. P L

**(Zum Kampf gegen den Mißbrauch des Alkohols)** ruft ein un= enannter Verfasser in einer kleinen, sehr lesenswerten Schrift Quousque andem? (Eisenach, Wilkens, 1895. 32 S. 50 Pfge.) die evangelische irche, insonderheit die evangelischen Geistlichen auf. In einer kurzen ebersicht stellt er dar, was im Auslande, besonders in England, Nord= merika, Schweden und Norwegen bereits auf diesem Gebiete gethan nd erreicht ist, und vergleicht damit die geringfügigen Versuche zur esserung in Deutschland. Er stellt die beschämenden und erschreckenden ngaben und Thatsachen zusammen, die für unser Vaterland gegen= ärtig gelten, — den Verbrauch an alkoholischen Getränken im Ver= leich zu andern, notwendigen Lebensbedürfnissen und die statistisch achweisbaren Folgen des Mißbrauchs alkoholischer Getränke, wie sie umal in Gefängnissen und Irrenhäusern hervortreten. Die Sitte muß mgewandelt, die öffentliche Meinung umgestimmt werden. Dazu ber soll die evangelische Kirche, ihre Geistlichen und ihre Laien vor llem mitwirken: das gehört zu ihrem Beruf. „Es ist gerade die Liebe der heimatlichen Kirche, die den Verfasser zu dem Wunsche treibt, e, die Kirche, in dem großen sozialen Kampfe gegen den Mißbrauch es Alkohols die Stellung einnehmen zu sehen, die ihr gebührt. Und ist andrerseits gerade die Ueberzeugung von der Tüchtigkeit und ewissenhaftigkeit der deutschen evangelischen Geistlichkeit, die ihn den unsch so vieler unsers Volkes teilen läßt, daß alle diese treue Arbeit nd Mühe weniger dem rein Ideellen, Supernaturalen, Abstrakten ge= idmet und mehr dem praktischen, konkreten Leben zugewandt werde. iegt hier nicht vielleicht die teilweise Antwort auf die Frage, warum otz all der unausgesetzten treuen Arbeit der Kirche (d. h. hier der eistlichen) doch ihr Einfluß auf den allgemeinen Volksgeist weit hinter ren Bestrebungen zurückbleibt?" Daneben aber ruft der Verfasser doch uch sehr lebhaft die Laien zur Beteiligung an diesen Bestrebungen uf, und zwar nach dem evangelischen Grundsatz vom allgemeinen riestertum. „Wir fürchten, daß dieser Grundsatz überhaupt bisher ur allzusehr die Bedeutung einer bloß dogmatischen Lehraufstellung ehabt hat, zumal was das christliche Vereinswesen anbetrifft. Die nforderungen an die produktive Arbeitskraft der Geistlichen ist dem= folge in größern Gemeinden auf eine Höhe gestiegen, die sicherlich t die geistige Spannkraft des einzelnen Geistlichen übersteigt. Den ristlichen Bestrebungen aber außerhalb des eigentlichen Amtes geht adurch einer ihrer hauptsächlichsten Faktoren verloren. Welch eine Fülle on schätzbarer Arbeitskraft ist doch in den christlich gesinnten Laien= reisen, zumal der Gebildeten, vorhanden, die, wenn nicht bloß wie bis= er auf die bloße Teilnahme an Komitteesitzungen u. s. w. beschränkt, ondern zu thätiger Mitarbeit in Wort und That veranlaßt, ein un= hätzbarer Gewinn für alle christlichen Bestrebungen sein würde."

Für die, die sich schon ernsthaft und gründlich mit der angeregten eitfrage beschäftigt haben, dürfte das Schriftchen weder in seinen Aus= ührungen noch in seinen Wünschen etwas völlig Neues bringen. Aber ie Zahl dieser Interessirten und Unterrichteten ist leider eben zur Zeit och viel zu gering. Da ist die vorliegende Broschüre wohl geeignet, eilnahme zu wecken und in den Gegenstand vorläufig einzuführen. uch ist es wohl zweifellos, daß die evangelischen Kirchen mit ihren erschiednen Organen und Einrichtungen noch ganz anders ernsthaft zur lkoholfrage Stellung nehmen müssen und können. In dieser Hinsicht acht der Verfasser eine Anzahl beachtenswerter praktischer Vorschläge. ußerdem giebt er eine gute Auswahl der bereits vorliegenden, neuern itteratur. W B

**(Neue Volksschriften des Vereins für Reformationsgeschichte)** er Verein für Reformationsgeschichte veröffentlicht neben größern, ehr für ein wissenschaftlich interessirtes Publikum geschriebnen Büchern kleinere Hefte, um im Volke das Interesse für die Reformations= eschichte zu wecken. In Heft 21 „Luther ein Mann nach dem Herzen ottes" von Dr. Rinn 1893 wird uns keineswegs ein Auszug aus en zahlreichen Lutherbiographien, sondern ein Lebensbild des großen eformators nach seinen eignen Worten, die besonders den Tischreden nd Briefen entnommen sind, geboten. Sein felsenfestes Gottvertrauen, eine demütige Ergebung in den Willen Gottes, sein mannhaftes Ein= reten für seine Ueberzeugung gegenüber Kirchen= und weltlichen Fürsten, eine stete Bereitschaft, an der Freude und dem Schmerze andrer teil= unehmen, leuchten uns aus seinen kraftvollen, stets originellen Aeuße= ungen entgegen. — In Heft 22 „Reformationsgeschichte der Grafschaft



Henneberg" von Pastor Höhn 1894 wird uns die Einführung der Re= formation in ein Gebiet erzählt, das jetzt unter Preußen, Bayern, Meiningen und Koburg verteilt ist. Das dunkle Bild von dem reli= giösen Zustande des Landes vor der Reformation, das zunächst ge= zeichnet wird, belehrt uns, daß trotz aller äußern Kirchlichkeit der schlimmste Aberglaube herrschte. Durch die energische Persönlichkeit Forsters, eines eifrigen Mitarbeiters Luthers an der Bibelübersetzung des Alten Testaments, ward die Reformation unter den Grafen Wil= helm und Georg Ernst seit 1542 eingeführt, wobei allerdings neben edeln Motiven wohl auch — wie in vielen deutschen Gebieten — anderartige, wie die Bereicherung der gräflichen Kasse durch Ein= ziehung des Klostergutes, stärker als es der Verfasser hervortreten läßt, wirksam gewesen sind. Daraus erklärt es sich auch, daß Forster, der die sittlichen Schäden scharf getadelt hatte, sich schnell unbeliebt machte und nach kurzer Zeit von den Grafen entlassen wurde. Eine vollständige Durchführung der Reformation gelang erst 1555 dem Superintendenten Fischer zu Schmalkalden. G Gr

**(In stillen Stunden)** Erzählungen von Carlo Freiherr von der Ropp. Zweite Auflage. (Dresden, Justus Naumann. 40 Pfge.) Sechs ungemein harmlose, kleine Geschichten, deren Lektüre wohl nie= mandem schaden wird. Traditionelle, christliche Anschauungen, ein wenig Antisemitismus, Mangel jeglichen sozialen Verständnisses sind Charakte= ristika des gewiß von einem gut „konservativen" Manne herrührenden Büchleins. Kindern und sehr kindlichen Gemütern kann man es sogar zum Lesen empfehlen. E Tnn

**(Wessen Tochter?)** Novelle von Helen Gardener, übersetzt von Hanna Bieber=Böhm. Berlin, Imberg und Lefson. 2 Mk.

Wer eine spannende Novelle zu finden hofft, wird beim Lesen arg enttäuscht werden. Der Wert des Buches liegt nicht auf dem ästhetischen Gebiet. Deshalb sehe ich von einer Beurteilung der künstlerischen Leistung der Verfasserin völlig ab. Die Uebersetzerin hat ihre Arbeit „unsern Gesetzgebern und den Gegnern des Frauenstimmrechts" gewidmet. Damit ist alles gesagt. Wir haben es mit einer Tendenzschrift zu thun, die für die Frauen und deren Gleichstellung mit den Männern kämpft. Die Forderungen, die erhoben werden, müssen uns in Deutschland ein wenig extrem erscheinen. Aber das Buch war zunächst für Nordamerika bestimmt. Hieran werden wir auch beim Lesen fortwährend erinnert; die geschilderten Zustände muten uns oft recht fremdartig an; manches bleibt fast unver= ständlich. Zum Teil ist daran die nicht sehr glückliche Uebersetzung Schuld. Das alles lockt nicht zum Lesen. Und dennoch möchte ich dazu auffordern, weil hier an einem eklatanten Beispiel gezeitigt wird, wie Unrecht es ist, die Frauen selbst da von der Mitarbeit auszuschließen, wo es sich um ihr eigenstes Wohl und Wehe handelt. E Tnn

---

Verantwortlicher Herausgeber:
D. Rade, Pfarrer an der Paulskirche in Frankfurt a. M.

**Zugleich wird ausgegeben Nr. 33 der „Chronik der Christlichen Welt"**

---



# Anzeigen

Anzeigegebühr: Für die viergespaltene Zeile 25 Pf.

## Der Reformirte Bund für Deutschland

hält seine sechste Hauptversammlung in den Tagen vom 27. bis 29. August d. J. in Siegen in Westfalen ab. Die Eröffnung findet durch einen Festgottesdienst in der Nikolaikirche zu Siegen am Dienstag den 27. August abends 6 Uhr statt, wobei Pastor Krafft aus Barmen die Predigt halten wird. Die Tagesordnung für die drei Verhandlungs= tage ist eine reichhaltige: Vorträge halten u. a.: Professor Lic. Müller aus Erlangen, Oberkirchenrat D. Witz aus Wien, Hofprediger D. Brandes aus Bückeburg, Domprediger Lic. Lang aus Halle a. S., Pastor Calamius aus Elberfeld, Generalsekretär Müller aus Berlin u. s. w.

Die Teilnahme an den öffentlichen Versammlungen ist jedermann gestattet; für die geschlossenen Mitgliederversammlungen werden durch das Zentralbüreau für die reformirte Kirche Deutschlands, Berlin SW., Blücherstr. 3, besondre Karten ausgegeben. Jede weitere gewünschte Auskunft erteilt das vorgenannte Büreau bereitwilligst.

Ges. z. Herbst **ein geb. j. Mädchen a. Stütze d. Hausfr.** Offerten m. mögl. genauen Angaben erbeten an **Dr. Geffcken, Hamburg=Hohen= felde,** Martin=Allee 3.

**Herzog, Abriß der ges. Kirchen= geschichte.** 2. Auflage, 1892. 2 Bde. geb. statt **Mk. 32.—** nur **Mk. 17.50 franko.**
**Evang. Buchhandlg., Frankfurt a. M.**

**Thorwaldsen: Segnender Christus**

| 35 | 48 | 56 | 75 | 100 cm | |
|---|---|---|---|---|---|
| 3.— | 7.50 | 10.— | 20.— | 36.— Mk. | exkl. Kiste und Porto |

• Tadellose Ausführung in Elfenbeinmasse •
Für sichere Verpackung leiste Garantie. Bruch tausche um.
**Hugo Rothers** theol. Buchh. (Martin Warneck) Berlin, Linkstr.

## Deutsch-italienische Schule

unter nicht leichten Verhältnissen spätestens 1. Oktober zu übernehmen von wo möglich verheiratetem Theologen oder Philologen. Näheres durch Pfarrer Rade in Frankfurt a. M.

# Aufruf

## zur Linderung der Hungersnot in Deutsch-Ostafrika

Die Bevölkerung unsers ostafrikanischen Gebietes ist von furchtbaren Heimsuchungen betroffen worden. Nachdem der Herrschaft der Araber ein Ende gemacht und die verheerenden Züge der Raubstämme beschränkt waren, brach die von Norden kommende Rinderpest über das Land herein und hat, in den letzten fünf Jahren von Landschaft zu Landschaft ziehend, den größten Teil alles Viehes, Rinder, Ziegen und Schafe hinweggerafft.

Jetzt ist eine neue Plage über das Land hereingebrochen. Die Heuschrecken, die von Zeit zu Zeit hie und da das Land heimsuchen, haben es seit zwei Jahren in ungeheuern Schwärmen überschwemmt und kehren seitdem überall und immer wieder. Was der eine Schwarm an Feldfrüchten übrig ließ, vernichtete der andre; was die fliegenden Schwärme verschonten, fraß die Nachbrut und vertilgten die am Boden kriechenden Scharen. Die Leute konnten sie nicht aus den Häusern fernhalten; selbst Vorräte und Kleiderstoffe wurden zernagt und gefressen. Wiederholt ist die Ernte fast überall vernichtet worden. In vielen Gegenden herrscht schwere Hungersnot. Ganze Stämme leiden, die Bevölkerung von Dörfern zerstreut sich, Familien sterben aus. Von allen Teilen unsers Gebietes kommen Berichte, die uns dieselben Jammerbilder vor die Augen führen. Abgezehrte, hohläugige Gestalten suchen in der Steppe oder im Busch nach Nahrung, bis sie entkräftet dem Hungertode oder der Gier der Raubtiere zum Opfer fallen. Für Nahrung giebt man alles hin, was man besitzt, so lange sich noch irgend ein Dorf des Besitzes von Vorräten erfreut. Vom Süden des Viktoriasees wird berichtet, daß man dort ein Weib oder Mädchen für zwei große Bataten (Süßkartoffeln) kaufen könne; eine Ziege ist jetzt an vielen Orten ein hoher Preis für einen Sklaven. Unsre Hoffnung, daß es endlich gelingen werde, wieder eine Ernte einzubringen, ist nach den neuesten Nachrichten wieder zu Schanden geworden. Da thut Hilfe not. Unsre Flagge weht über jenen Ländern, wir nennen sie unsre Interessensphäre, unser Schutzgebiet. Es ist unsre Pflicht, dort helfend einzutreten. Es gilt, den Eingeborenen Afrikas zu zeigen, daß das deutsche Volk für sie ein erbarmend Herz hat. Was bisher geschehen ist, reicht bei weitem nicht hin, dem Elend gründlich zu steuern. Nur wenn es gelingt, den Wohlthätigkeitssinn in uns allen wachzurufen, kann der Not abgeholfen, der Jammer gestillt werden. Deshalb erhebt der unterzeichnete Verein seine Stimme und erbittet herzlich eine Gabe der Liebe zur Linderung der Hungersnot. Helft dem Elend steuern und erbarmt euch der Notleidenden! Außer unserm Schatzmeister, Herrn Geh. Kommerzienrat Veit, Berlin W, Behrenstraße 48, ist jeder der Unterzeichneten bereit, Gaben „zur Linderung der Hungersnot in Ostafrika“ in Empfang zu nehmen. Quittungen werden in der Zeitschrift „Afrika“ erscheinen. „Afrika“ wird später auch Berichte bringen über die Verwendung der eingehenden Gelder.

**Der Geschäftsausschuß des Evangelischen Afrikavereins**

v. Strubberg, General der Infanterie z. D., Vorsitzender, Berlin W, Bayreutherstraße 27 II. Graf v. d. Gröben, Generallieutenant z. D., stellvertretender Vorsitzender, Berlin NW, Bismarckstraße 3. A. Merensky, Missionsinspektor, Berlin N, Weißenburgerstraße 5. H. Steinhausen, Geheimer Regierungsrat und vortragender Rat im Kultusministerium, Berlin W, Potsdamerstraße 73. Pastor Gustav Müller, Generalsekretär, Groppendorf bei Hakenstedt

Gaben vermittelt gern die Redaktion d. Bl.

**Pianinos, Harmoniums,**
von ℳ 350.— an, von ℳ 80.— an.
**Amerik. Cottageorgeln, Flügel, Klavier-Harmoniums.**
Anerk. beste Bezugsquelle. Höchster Rab. Alle Vorteile. Illustr. Katalog, der grösste seiner Art, gratis u. frei.
**Wilh. Rudolph** in **Giessen** **Nr. 162.**

**Preisermäßigung**
von **zirka 100 Schriften** unseres Verlags. Ausführl. Prospekt liefert jede Buchhandlung gratis, sowie direkt franko die **Agentur des Rauhen Hauses, Hamburg,** Hahntrapp 7.

Im Verlag der **Buchhandlung des Nassauischen Colportagevereins zu Herborn** erschien:
**Eben-Ezer**
**Bilder aus dem großen Kriege 1870/71**
**Ein Jubelbüchlein**
**zur 25jährigen Wiederkehr der großen Kämpfe und Siegestage**
für unser liebes deutsches Volk
Von
**Gottlieb Fischer,**
Pastor in Barmen
4 Bogen Oktav, reich illustrirt, in steifem Umschlag geheftet, à 20 Pfg., 25 Expl. 4 Mk., 50 Expl. 7,50 Mk., 100 Expl. 12 Mk., 200 Expl. 22 Mk., 500 Expl., 50 Mk., 1000 Expl. 90 Mk., 2000 Expl. 175 Mk.
**Zum Verteilen in Schulen und Vereinen besonders geeignet.**



# Hilferuf für Brotterode

Brotterode auf dem Thüringer Wald, meine frühere Gemeinde ist von einem furchtbaren Brandunglück heimgesucht worden, das etw 350 Wohnhäuser und etwa 300 sonstige Gebäude binnen wenige Stunden in Asche legte und den betriebsamen Ort von 3000 Einwohner in einen entsetzlichen Trümmerhaufen verwandelte, dessen Anblick Graue einflößt. Die meist armen Bewohner hatten zum großen Teil ihr geringe Habe nicht versichert und konnten bei der rasenden Geschwindigkeit des Feuers, das innerhalb einer halben Stunde sich über gan Brotterode ausbreitete, mit Mühe nur das nackte Leben retten. Di unbeschreibliche Not erfordert dringende Hilfe, wenn den schon vorhe durch die ungünstige Lage der Kleineisenhandindustrie wirtschaftlich gefährdeten Bewohnern die Möglichkeit der Existenz gewahrt werden soll. Au der Brandstätte habe ich des oft bewährten wohlthätigen Sinnes de Freunde und Leser der Christlichen Welt gedacht und bitte um gütig Spenden für die Unglücklichen. Empfangsbescheinigungen werde ich i diesem Blatte erteilen. Ich bitte bei etwaigen Sendungen zu bemerken ob sie den gegründeten Hilfsfonds oder dem Ortsgeistlichen Pfarrer Kau zum Zweck direkter Unterstützung und Anschaffung von Handwerkszeu für Handwerker und Feuerarbeiter zugewiesen werden sollen. Gott lohn den gütigen Gebern!

Quakenbrück, Provinz Hannover

Pastor prim. **W. Kraemer**

# Wie feiern wir Sedan 1895?

Nun laßt die Glocken von Turm zu Turm
Durchs Land frohlocken im Jubelsturm.
Des Flammenstoßes Geleucht facht an,
Der Herr hat Großes an uns gethan:
Ehre sei Gott in der Höhe!

Fünfundzwanzig Jahre sind es her, seit jenes große Ereignis de deutsch-französischen Krieges von 1870, der Tag von Sedan, den hoch seligen Kaiser Wilhelm den Siegreichen lobpreisend rühmen ließ: „Weld eine Wendung durch Gottes Fügung!“ Und alles Volk sprach Ame und stimmte das deutsche Tedeum an: Nun danket alle Gott! — Wen der Tag von Sedan zum deutschen Nationalfest geworden, das Nor und Süd, Hoch und Niedrig bisher zur gemeinsamen Feier zusammen schloß, so ruft ganz besonders das Jahr 1895 die Erinnerung an da wach, was der Herr vor fünfundzwanzig Jahren an unserm Volke gethan Schon wird der besonders wichtigen Tage im einzelnen gedacht, und überal rüstet man sich zur festlichen Begehung des Sedantags.

Die evangelischen Geistlichen Deutschlands sind die berufensten Vertreter, die Feier des Jahres 1895 zu einer erhebenden zu gestalten un sie so zu leiten, daß sie im rechten Geiste gefeiert werde. Gilt es doc nicht eitlen Chauvinismus, nicht selbstverherrlichendes Rühmen zu pflegen sondern im demütigen Beugen vor Gott, dem Herrn der Heerscharen, i ernster Prüfung sich zu fragen: Wie stehts mit unserm Volk? Welche Entwicklung hat es seit fünfundzwanzig Jahren genommen? Hat es sich de Gnade Gottes würdig gezeigt? Braucht der Deutsche auch hinfort niemanden zu fürchten, weil er seinen Gott fürchtet?

Der Geistliche soll sich die Gelegenheit nicht entgehen lassen, i gottesdienstlicher sowohl als in volkstümlicher Feier zu zeigen, auc weitern Kreisen zu zeigen, daß ohne den Herrn mit unsrer Macht, auc mit aller Staatsmacht, nichts gethan ist; daß der Christ der recht Vaterlandsfreund ist, der in Wahrheit ein Recht hat, solche Feste z begehen. Hier ist einmal Gelegenheit, ohne Zwang „Evangelisation“ z treiben, und wir wollen uns diese Gelegenheit nicht entgehen lassen.

Um nun hierzu Anregung und Material zu bieten, hat soebe Pastor Lic. theol. W. von Langsdorff in Verbindung mit namhafte Geistlichen ganz Deutschlands eine Sammlung (Mit Gott für Kaiser König und Vaterland! Vaterländische Predigten, Ansprachen und Weihereden. Leipzig, Fr. Richter. Preis 2 Mk) herausgegeben, die insbesondre für das Sedanjubiläum bringen wird: I. Festpredigten, II. Festansprachen und Reden: A) auf Familienabenden, B) an der Friedenseiche, C) am Kriegerdenkmal, D) bei einem Waldfest. Zu besondrer Freude würde es dem Herausgeber gereichen, wenn er durch seine Sammlung zu Abhaltung von Familienabenden anregen könnte, und diese Gelegenhei benutzt würde, die neueingeführte Einrichtung solcher Abende durch späte Wiederholung bei andern Gelegenheiten zu einer dauernden zu gestalten

Die besondre Veranlassung zu dieser Sammlung ist der bevorstehende Gedenktag; diesem ist daher ein großer Teil der Sammlun gewidmet. Die Predigten und Reden sind von den Herrn Verfasser so gestaltet, wie sie sie selbst am 1. oder 2. September zu halten gedenken Doch findet sich auch für spätere Jahre bei Wiederkehr des Sedantag reiches Material.

Um daher die Sammlung zu einem Handbuch von dauernden Wert zu machen, hat der Herausgeber außerdem noch eine reiche Zah von Mustern für andre patriotische Gelegenheiten angeschlossen. (Predigte und Reden zu Kaisers Geburtstag, Bismarcks Geburtstag, Militärjubiläum König Alberts von Sachsen, Regimentsjubiläen; Weihereden bei Fahnenweihen von Truppenteilen und Kriegervereinen sowi bei Weihe eines Gedächtnisbaumes.) Die Weihereden sind so gedacht daß der Geistliche sie als Amtsträger im Ornat vollzieht und so de Zusammenhang des Vaterlands mit der Kirche bei diesen Weihen feierlich dokumentirt. Möchte die Sammlung den Geistlichen eine Anregun werden mitzuhelfen, bei festlichen Gelegenheiten die Liebe zu Kaiser un Reich, König und Vaterland, sowie christlich deutschen Sinn zu mehren allen innern Feinden zu wehren.

Mit Gott für Kaiser, König und Vaterland!

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig

Hierzu eine litterarische Beilage von der Verlagsbuchhandlung Eugen Salzer in Heilbronn